

Ludwig der Heilige.

Ludwig der Heilige,

oder:

Ein Fürst als Held und Christ.

Eine moralische Erzählung

zur

Befestigung religiöser und rechtlicher Gesinnungen.

Der reifern Jugend und der gesammten edeln Lesewelt gewidmet

von

Eduard von Ambach,

dem Verfasser: „Die Kinder der Wittwe.“

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Verlag von Georg Joseph Manz.

1853.

Vorwort.

Wie die Sonne zuweilen von düster'm Gewölke, so kann auch die Wahrheit periodisch durch Irrthümer verdunkelt werden; so wenig aber die Wolken mit der Sonne, eben so wenig hängt die Wahrheit mit dem Irrthum zusammen; als die schärfsten Contraste bleiben sie ewig von einander geschieden.

Viel vermag Menschengewalt; oft schon fesselte sie die Zungen durch Schreckenssysteme, so daß sie es nicht mehr wagten die Wahrheit auszusprechen. Verdammten nun aber periodisch herrschende Systeme die Wahrheit als todeswürdig, so lebte sie doch; sie lebte in der Brust jedes Edeln, jedes Christen, wenn auch tausend Lippen in feiger Furcht sich entfärbten und verstummten.

Wohl können durch Menschengewalt, wie ich eben erwähnte, die Zungen gebunden werden, nicht so aber der Geist, der, im unbegränzten Bereiche seiner Gedanken frei, die Ohnmacht der Sterblichen verspottet, und die Wahrheit, oft lange verhöhnt, pflanzt auf dem Grabhügel manches übermüthigen Bösewichts nicht selten ihr Siegeszeichen in ewig junger Kraft und Göttlichkeit auf, den plötzlich entlarvend, dem es gelungen giftiges Unkraut in die Welt zu säen und dem die von ihm Berückten Weihrauch streuten und an seinem Grabe Thränen weinten.

Die Geschichte aller Zeiten und Völker predigt es so, denn zahllose Irrthümer herrschten schon seit dem Anbeginne der Welt; alle aber verschwanden wieder wie Irrwische, die zeitweilig in Moorgründen auftauchen; sie verschwanden, sobald die Menschen das Wahre erkannten und sich Gott wieder zuwendeten, unter frommen Schauern einsehend, das Heilige gewinne stets den Sieg. — — —

Heilig wie die Wahrheit ist auch das Gute; alles Gute, was auf Erden geschah, hatte stets seine dauernden Segensfolgen, weßhalb auch das Andenken weiser und tugendhafter Menschen den Nachkommen späterer Zeiten ehr-

würdig geblieben; durch ihre Thaten stempelten sich solche zu Wohlthätern ganzer Völker und Menschengeschlechter, und Ludwig, dem sein reiner Wandel, seine hohen Tugenden, seine Enthaltsamkeit und Mässigung, sein frommer Glaubenseifer, seine Aufopferung und sein echter christlicher Heldenmuth den Beinamen: „der Heilige“ gewann, strahlt unter der Reihe solcher erhabener Männer als ein freundliches Gestirn aus dem Dunkel der Vergangenheit in die Gegenwart herein. Oft verkannte und verhöhnte ihn theils die Unwissenheit, theils die neidische Bosheit seiner Zeitgenossen und nur zu oft wurde er das Opfer seiner Herzensgüte. Alle Täuschungen, die Ludwig erfahren mußte, entmuthigten und ermüdeten jedoch seinen Eifer für die gute Sache nicht, denn er übte die Tugend ja nicht um den Beifall der Welt auf sich zu ziehen, sondern lediglich ihrer eigenen Herrlichkeit willen und weil er in seiner Brust ein Bedürfniß hiezu fühlte. Stets tröstete ihn die feste Zuversicht, daß er Gutes gethan, und bei allen Unternehmungen, wie auch im großen Kampfe mit seinem Schicksale war Christus der Menschenfreund, der durch keine lockende Versuchung, durch keine erschreckende Drohung von seiner

göttlichen Bahn sich verdrängen ließ, immer voll Liebe mitten unter seinen Haßern wandelnd, sein Vorbild.

Als einen Widerspruch mit der Schöpfung haßte Ludwig das Böse, und sah er auch wie das Verbrechen sich häufig mit irdischem Glanze umgab, ungestraft die Unschuld und das gute Recht in den Staub tretend, so blieb vor seinem erleuchteten Auge das Verbrechen doch nur Verbrechen; er wußte, all' der irdische Glanz und Flimmer werde verfaulen und eine Ahnung sagte ihm, aus dem Blut der niedergetretenen Unschuld werde siegend sich einst ein Rächer erheben. Tief bedauerte Ludwig jene feigen Menschen, die dem Verbrechen Weihrauch streuten, denn eines Sünders Hoheit kannte er nie an. In diesem Sinne dachte, in diesem Sinne handelte er und in diesem Sinne schwang sich auch sein erhabener Geist, als es Gott gefiel ihn von der Bahn seines irdischen Wirkens abzurufen, zum Himmel auf; Ludwig verschied, getröstet von dem stillen Bewußtsein, nie von dem Pfade der Tugend abgewichen zu sein; sein Antlitz verklärte sich im Sterben; leise betend ging er hinüber zum Vater aller Menschen, um dort die Siegespalme zu empfangen.

Da nun die edle Nachwelt segnend und voll Ehrfurcht den Namen dieses vortrefflichen Fürsten, dieses frommen Christen und glorreichen Helden nennt, so versuchte ich es in charakteristischen Bildern Deutschlands Jugend das Leben und Wirken Ludwigs vor Augen zu führen und ihr zu beweisen, daß am Ende stets dem Heiligen — der guten Sache — der Sieg bleibe.

Das Heilige gewinnt den Sieg; möge die Wahrheit dieses Satzes uns erquicken und unsere Gemüther erheben, möge sie uns neuen Muth einflößen und besonders der Jugend die Augen klären, damit sie nicht in so böser glaubensarmer Zeit nach den Irrlichtern schaue und, geblendet von dem unreinen Feuer derselben, ein verfrühtes Grab in Abgründen finde, aus welchen kein Wiederkehren ist. Fester als die markigste Eiche und unerschütterlicher als der kolossalste Fels steht noch das Kreuz mitten im menschlichen Treiben und Wirken; jenes Kreuz, welches Christus der Herr, von Geißelhieben ermattet, nach Golgatha hinan schleppte, unter dessen Wucht er fiel und an dem er, unter dem Spott seiner Feinde verblutend, das mit Dornen gekrönte Haupt senkte und verschied. Fest und

unerschütterlich, wiederhole ich, erhebt sich dieses Kreuz trotz der zahllosen Axthiebe, welche die Bosheit und der Unglaube täglich darnach führte, und da die so erhabene Geschichte dieses Kreuzes seit Jahrtausenden predigt, daß dem Heiligen stets der Sieg bleibe, so bitte ich die Jugend, ihre Blicke oft auf dieses Kreuz zu richten, denn es ist wahrhaftig der festeste Schild gegen die mit Gift getränkten Pfeile der tückevollen Bosheit, die unabläßig von den Verführern des Volkes auf arglose Herzen abgedrückt werden. Im Schatten dieses Kreuzes nur ist Ruhe; ferne davon stürmt es, und Mancher, der fest zu stehen glaubt, fällt ungeahnet — plötzlich, denn die Hölle übt, wo Gott nicht schützt, eine furchtbare Macht, während dem Heiligen stets der Sieg bleibt, selbst wenn alle unreinen Geister sich zum Umsturze desselben verbänden.

Das zu beherzigen und als Christen allein auf Gott zu vertrauen, bittet Deutschlands Jugend

München in der Charwoche des Jahres 1853.

Der Verfasser:

Eduard v. Ambach.

Erstes Kapitel.

Die königliche Mutter und ihr Kind.

Es war in der Nacht vom 24. auf den 25. April des Jahres 1214 als ein heftiger Aequinoctialsturm über Poissy, — ein an der Seine gelegenes Städtchen des Gouvernements von Isle de France, in welchem in den damaligen Zeiten oft die Könige von Frankreich residirten, — mit wilder Gewalt hinbrauste; das dichte, schwere Gewölke jagte unter dem Monde durch die Luft; weder das Geflimmer eines Sternes noch ein Schein des Mondes fiel auf die in Nacht und Nebel begrabene Erde herab.

Die Fenster der Kapelle des königlichen Schlosses waren trotz der tiefen Nachtstunde lichterhellt; vor dem Altare knieten dort mehrere Mönche, die Gesichter erhoben zu dem Allerheiligsten, das ausgesetzt war.

Es flehten die Mönche um eine glückliche Entbindung für Blanka, die Tochter des Königs von Kastilien, Alfons des X., die sich Frankreichs König, Ludwig VIII. mit klugem Sinne zur erlauchten Gemahlin erkoren; unter dem Thronhimmel saß ihm Blanka wie ein vermittelnder Engel der Gnade zur Seite.

Diese edle fromme Königin lag in Wehen darnieder; während der heftigsten Schmerzen entrang sich jedoch kein Wort, kein Laut der Klage ihrer Brust.

Das Auge zu einem, über ihrem Bette aufgehangenen Crucifixe erhoben, betete sie leise für das Wesen, das in dieser sturmvollen Nacht die ersten Thränen seinem irdischen Dasein weinen sollte.

Unter namenlosen Leiden ging für diese hohe Frau die Nacht vorüber, während welcher die Furie des Sturmes mit stets erneuerter Kraft forttoste.

Erst gegen Morgen legte sich der Orkan. Das schwere gewitterartige Gewölke war vorüber gezogen, und berührt von den Strahlen der Sonne die jetzt am reinen, lasurblauen Himmel auftauchte, regten die in grüner Wiege schlummernden Blumen wie in einem lieblichen Frühlingstraume die saftigen Blätter; ihren sich leise öffnenden Kronen und Kelchen entströmte der Düfte liebliches Aroma.

Der Küster gab in der Schloßkapelle das Zeichen zur Frühmesse und während die reinen Klänge des silbernen Glöckleins durch die von Vogelgesang durchzitterte Luft hinschwebten, entband Blanka. Das Knäblein, das zur Welt kam, war frisch und gesund.

Unter dem Herbeiströmen einer gewaltigen Menschenmenge wurde Tags darauf der Kronprinz in der festlich geschmückten Hofkapelle dem erlauchten Vater nach, Ludwig getauft.

Von nun an war die erhabene Königin ganz Mutter, und um dem Säuglinge nicht fremde Leidenschaften

und Begierden einzuimpfen, hielt sie dem königlichen Kinde keine Amme, sondern reichte ihm selbst, wie es Gott und die Natur von einer gesunden und kräftigen Mutter fordert, die Brust.

Wie auf die gesunde Entwicklung seines Körpers, so verwendete Blanka schon von der Wiege an, alle nur erdenklich mögliche Sorgfalt auf die Ausbildung der herrlichen Geistesgaben, womit Gott, der Herr aller Könige und Fürsten, ihr Söhnlein begnadigt hatte. Fromm, wie Blanka war, trug sie ihren gottesfürchtigen Sinn auf ihn über, und hatte bald die Freude in dem empfänglichen Kindesgemüthe eine überschwengliche Ehrfurcht für alles Heilige, ein lebendiges Gefühl für Frömmigkeit und eine außerordentliche Liebe zur Keuschheit entbrennen zu sehen, welche Tugenden sich in dem Herzen des Thronerben wie im ahnenden Traume von der spätern hohen Bestimmung regten.

Als der Knabe einmal im Stande war auf die Gedanken der frommen Mutter einzugehen und ihnen im Aufschwunge zu folgen, sagte Blanka oft zu dem kleinen Lieblinge: „Du bist ein Königskind durch Gottes Gnade, und wirst, wenn einst dein Herr und Vater nach dem unerforschlichen Rathschlusse des Ewigen in die Gruft seiner Ahnen hinabgesenkt wird, durch dieselbe Gnade König von Frankreich werden.

Vergiß dabei nie, daß Alles das nur durch Gottes Gnade geschieht, und zeige dich derselben würdig. Hüte dich vor des Ehrgeizes grenzenloser Begierde, denn wenn die Seele über hohe Gedanken von ihrem

eigenen Werthe in Flammen geräth, so ist ein Jahrhundert ein schlechter Beifall, weil oft die darauf folgende Zeit das von Wenigen angefangene Ruhmgeschrei verhallen macht. Sieh, mein Knabe, ist der Ruhm, den wir hier durch gute und edle Thaten erwerben, echt, so muß er aus ungebornen Welten ertönen, nämlich aus der Ewigkeit herüber, an welche uns schon von der Wiege an ein uns unerklärliches Gefühl anweist. Wir wünschen zum Beispiel, daß unser Name ewig leben möchte. Das wäre nun ein wilder, fieberhafter Traum, der gewiß nie den menschlichen Geist beunruhigt hätte, wenn nicht auch unsere geistige Natur eine ewige wäre. Sie weist uns aber den höchsten Gewinn in der Zukunft an was die blinde Vernunft nicht billigen will, oder, wenn sie es auch leichthin billigt, so gibt sie doch das Wesen für den Schatten.

Der irdische Ruhm, mein Kind, ist der Schatten der Unsterblichkeit, und auch an sich selbst — ein Schatten; winzig, klein, wenn man ihn erhascht hat. Er fährt in der Faust in ein Nichts zusammen, wie die Luft in der Hand des Thoren, der sie greifen will.

„„Und ist das Alles?““ rief Cäsar aus, auf dem Gipfel seiner prunkvollen Hoheit stehend, angewidert von dem eiteln Flitter. So wie dieser Große mögen wohl noch Manche gerufen haben, als es für sie hier nichts mehr zu erringen gab, beschämt über die Ungleichheit des Gewinnes und der noch in der

Brust lodernden ungestillten Begierden. Das möchte nun doch wohl ein Beweis der Unsterblichkeit sein; denn die Wünsche jedes Menschen reichen ja über die Grenzen dieser Welt hinaus, und auf dem Todtenbette hat ja Jeder noch eine Menge Wünsche übrig. Es ladet nämlich den Sterblichen ein weit größeres Kleinod ein, als Weltruhm und irdischer Prunk, es rufen ihm weit größere Ehren. Wohl rufen sie mit leiser Stimme, doch so, daß sie auch die Tauben vernehmen.

Sieh mein liebes Kind, fast jeder Mensch fühlt das Bedürfniß, sich empor zu schwingen; denn nicht nur Könige und Fürsten, sondern auch jeder Bauer hat seinen Ehrgeiz. Kein Pascha, und selbst der Großherr des türkischen Reiches ist oft hochmüthiger als sein, täglich von der Knute gepeitschter, in Fesseln geschlagener Sklave. Er erbaut sich in Gedanken sein kleines Babylon, dem stolzen Assyrer nachrufend: „Sehet die Wunder meiner Macht!" Das thut nun der arme Sklave, weil er so unsterblich ist wie sein übermüthiger Herr, und weil sich die unsterblichen Seelen beständig nach etwas Großem heben, sei es nun nach Gold, oder nach dem Lobe der Menschen, oder nach dem des Himmels!

Hebe nun Du dich mein Sohn, nach dem Letzten, damit du einst als ein König von Gottes Gnaden, dich der Gnade Gottes würdig zeigest. Gib nie das Wesen Deiner Seele — ihre hohe Bestimmung — für den Schatten hin, denn die Gesalbten auf Er-

den, deren Person unantastbar, heilig ist, haben eine furchtbare Verantwortung. Wohl erstehen auf ihre Winke stolze Städte, eherne und marmorne Denkmale, doch all' das zerschellt die Zeit, und oft gibt schon der nächste Thronfolger aus Laune Allem eine andere Gestaltung, woran sein Vorgänger stolz seinen Namen geknüpft. Auch wird der Herr jenseits die Fürsten nicht fragen: Wie habt ihr meine Welt — das Atom im All — verschönert? Was wurde auf euer Wort gebaut und gezimmert? sondern er wird fragen, wie sie das Recht verwaltet, welche guten Beispiele sie dem Volke gegeben, das immer aufwärts blickt, und ob sie sich stets dem Namen Landesvater würdig gezeigt.

Landesvater! welch ein erhabener, welch ein beseligender Name!" rief da Blanka aus, von deren von hoher Begeisterung umstrahltem Antlitz das königliche Kind kein Auge verwandte. „Ein Vater, wie sehr ist er besorgt," fuhr sie fort, „alles Bittere und Gefährliche von seinen Kindern abzuwenden? wie viele Mühe gibt er sich, ihre Thränen zu trocknen, und ihren bescheidenen Wünschen nachzukommen? Kann nun der Landesvater nicht wie der einer Familie das Auge beständig auf allen seinen Kindern haben, so kann er doch den Bedrängten hören, und in allgemeinen Nöthen nach Möglichkeit seiner Kräfte helfen. Dazu gehört aber eine Erleuchtung, eine Gnade von oben; dazu gehört wahre Frömmigkeit und eine nicht in gleißnerischer Heuchelei — sondern in Wahrheit stets Gott zu-

gewendete Seele, die der Herr dem Leibe des Bettlers wie dem des Königs zum Aufseher gegeben.

Sie allein, wenn sie die rechte Weihe, Tugend und Frömmigkeit empfangen, lehrt unser Blut moralisch wallen, heißt es in die glühende Waage der gläubigen Vernunft hinauf steigen, und dort dem Herzen seine sinnlichen, leidenschaftlichen Begierden vorwerfen. Schrecklich aber ist es, wenn die Seele die Leitung des Leibes versäumt, und so die Sklavin seiner Begierden wird, wornach sie von der Geißel der Sinnlichkeit gepeitscht, von einer lächerlichen und verderblichen Uebereilung in die andere stürzt.

O, theurer Knabe, denke dir, wie muß es einem solchen Verirrten, sei er gehüllt in einen Purpur oder in's Bettlergewande, zu Muthe sein, wenn seine müdgejagten Lebensgeister auf dem Sterbebette unter haarsträubendem Entsetzen über den Rand des Grabes hinaus in die unermeßliche Ewigkeit schauen. Ueberall versäumte Pflichten! nirgends Hoffnung — nirgends Trost! — Verstand, Tugend, Erkenntniß, alle diese Gnaden sind dann vergiftet, und die zähnefletschende Mutter der Verzweiflung bläst mit wahnsinnigem Hauche die hohen Kräfte des Geistes an. Pein dann auch von dieser Seite, die dem Verblendeten sonst am meisten zu schmeicheln pflegte.

Aus all' dem mag erhellen, daß frommer Glaube allein eine Zuflucht für unsere Glückseligkeit, und eine Zuflucht für unsere Vernunft ist, denn nichts enträthselt diese Welt, als die künftige. Halte daher

immer fest an dem heiligen, vom Himmel stammenden und zum Himmel führenden Glauben, und hüte dich vor der Sünde, wie vor einem glühenden Eisen, und wie vor tödtenden Giften, denn während jenes nur das Fleisch versengt und diese den Leib tödten, tödten die Sünden, gleich dem wuchernden Unkraut heranwachsend, die Seele. Sieh', mein Knabe, ich liebe dich gewiß mit all' der innigen Zärtlichkeit einer guten Mutter, und doch" sprach Blanka, den Knaben fester in die Arme schließend, „legte ich dich heute lieber in den Sarg, als wenn ich denken müßte, daß du je eine Todsünde begehen würdest."

Am Besten kannst du dich jedoch in allen Stunden der Versuchung mit dem Gedanken waffnen: es ist ein Gott über uns! ein Gott, vor dem die kleinste Regung in dem Menschen — jener künstlichen, aus seiner Hand hervorgegangenen Maschine — nicht verborgen bleibt; ein Gott der jede Handlung nach ihrem Werthe abwiegt, und die Leiden, Beherrschungen und guten Thaten jenseits lohnen, wie all' die bösen Gelüste und Verbrechen bestrafen wird. Dieser Gedanke allein ist tröstend und erschreckend genug, um das Unglück mit heiterm Angesichte zu ertragen, und um in den Stunden, wo der Versucher zu uns tritt, nicht zu fallen. Kindliche Gottesfurcht ist es, die ich dir in den Stürmen der Zeit zur steten Begleiterin wünsche; von ihr beseelt, wird dir in Verbindung mit der Gnade Gottes das anscheinend Schwerste leicht, denn ihre Kraft hat sich oft schon wunderthätig bewährt, und wird es auch bis ans Ende der Welt!"

In dieser Weise redete die fromme, königliche Mutter oft mit ihrem Sohne, und hauchte so eine Liebe und Sehnsucht zu Gott, und ein unbegrenztes Mitleid für alle Armen und Bedrängten in seine Brust. Ein ächter königlicher Stolz — nämlich gut auf einem Throne zu bleiben — wuchs daher mit dem Knaben auf, und während er oft die Worte: „Es ist ein Gott über uns," unter ehrfurchtsvollen, heiligen Schauern aussprach, erschien ihm aller Fürstenprunk gar klein und winzig; achtungsvoll aber Jeder, selbst der Niedrigste aus dem Volke, denn Alle hatten ja unsterbliche Seelen, und Alle konnten sich sonach durch fromme Verdienste des Himmels theilhaftig machen, wo einst der gerechte, edle Fürst, wie der hier oft verachtete in den Staub getretene Frohne, den Herrn nach göttlicher Verheißung von Angesicht zu Angesicht schauen wird.

Zweites Kapitel.

Krönung Ludwig IX. zu Rheims.

Zwölf Jahre war Ludwig, Blanka's frommer Sohn, alt, als sich sein erlauchter Vater dem Tode nahe fühlte, und deßhalb die Großen seiner Krone zusammen berief, um ihnen seinen letzten Willen kund zu geben, der dahin lautete, daß Blanka während Ludwigs Minderjährigkeit die Regentschaft führen sollte. Einen Tag darauf verkündete das Glockengeläute durch ganz Frankreich hin den Tod des Souverains.

Dieser Todesfall versetzte dem edlen Herzen Blanka's eine tiefe Wunde. Nicht wie andere Wittwen konnte sie sich ihrem Schmerze hingeben, und in der Einsamkeit unter frommem Gebete die Thränen fließen lassen. Der ganze Ernst der Gegenwart trat vor ihr erleuchtetes Auge. Sie kämpfte daher all' die bittern, wehmüthigen Gefühle in ihrer Brust nieder, bat den Herrn um seinen Beistand und Segen, und ergriff mit den schwachen Frauenhänden die Zügel einer Regierung, die gerade jetzt bis zum Reißen angespannt waren. Die Begierde nach Ruhm und höherer Würde regte sich nehmlich mehr als jemals bei den großen Lehensträgern.

Allenthalben liefen beunruhigende Nachrichten ein, die auf Empörung schließen ließen, und Blanka, die das Haupt des geliebten Kindes bedroht sah, beeilte sich, um die immer mehr um sich greifenden Unruhen zu ersticken, ihren Sohn Ludwig in Rheims krönen zu lassen, nachdem er, der damaligen Sitte gemäß, vorher zu Soissons den Soldatengürtel empfangen hatte.

Nicht wie bei andern Krönungsfesten herrschte bei Ludwigs Krönung, die am ersten Adventsonntag zu Rheims vor sich ging, Freude und Jubel; denn die mächtigsten Herrn des Reiches hatten sich im Geheimen mit einander verbunden, und steckten mit bewaffneter Hand die Fahne der Empörung auf, anstatt pflichtgemäß dem Krönungsfeste beizuwohnen.

Die Gesichter derjenigen, welche anwesend waren, zeigten Bestürzung und Sorge.

Dadurch gewann natürlich die Handlung an Ernst; die Gefühle aber, welche Blanka's Gemüth durchzitterten, als sie nun die ungünstige und drohende Stimmung der Großen in ihrem ganzen Umfange erkannte, mögen wohl eher gedacht und empfunden als beschrieben werden.

Da stand der Knabe ihres Herzens, der junge angefeindete König, angefeindet von denen, die ihn beschützen sollten gegen äußere Feinde, und die bestürzten, wehmüthigen Blicke der wenigen getreuen Anwesenden waren nicht geeignet, den gesunkenen Muth der Mutter zu heben, wohl aber, ihre Besorgnisse zu erhöhen.

Die Wange gebleicht von dem Schmerze über den

heimgegangenen Vater, stand Ludwig im ernst schweigenden Kreise; während der feierlichen Handlung aber umstrahlte die Gluth tiefer Andacht sein blasses Gesicht und röthete es leicht. Das quälende Gefühl der Ohnmacht, so drohenden Stürmen gegenüber, schwand, als er beim Introitus der heiligen Messe die Worte des Psalmisten hörte: „Herr, ich habe meine Seele zu Dir erhoben, und auf Dich all mein Vertrauen gesetzt!“ Er erinnerte sich dabei der frommen Mutter, die ihm oft gesagt hatte, daß in Gefahr und Unglück der Gedanke an einen Gott, der über der Erde und dem Himmel wacht, allein vermögend sei, die gesunkene Hoffnung zu heben, und den Muth im verzagenden Gemüthe zu beleben. Dieser Gedanke erhob auch jetzt wirklich sein Vertrauen auf den Allmächtigen, durch den die Gewalt der Könige besteht, und durch welchen diese allein erfolgreich gegen innere und äußere Feinde zu siegen vermögen. Als er darauf den herkömmlichen Schwur ablegte, überkam ihn ein heiliger Schauer vom Scheitel bis zur Sohle, und mit glühender Inbrunst flehte er zu Gott, daß er ihm zur treuen Erfüllung der Königspflichten, Einsicht, Muth und Beharrlichkeit im Guten verleihen möge.

Wer diesen jungen König, so betend erblickte, hätte ihn für einen am Throne des Allerhöchsten hingesunkenen Engel halten können, so lebhaft war sein Glaube, so innig seine Geistessammlung am Fuße des Altares.

Bei dem Anschauen seines von der Gluth der Andacht umstrahlten Antlitzes, vergaß Blanka alle Schre-

cken, die den Thron bedrohten, und ihre fromme Seele schwang sich im Gebete zu dem Herrn auf, um sich dort mit den Bitten des geliebten Sohnes zu vereinen.

Kurz nach diesem Krönungsfeste brach der Sturm los, den Blanka ahnte, denn mehrere unruhige Köpfe fanden den Zeitpunkt günstig, in welchem ein König im Knabenalter auf dem Throne saß, und ein Weib an der Spitze der Regierung stand, um mit heißer Begierde nach der Krone zu greifen.

Bald drang die Kunde, die mächtigsten Fürsten Frankreichs seien im Aufruhr begriffen, zu Englands König, Heinrich III., hinüber, der jetzt das wieder zu erobern hoffte, was sein seliger Vater verloren hatte.

Da kamen nun freilich für Blanka schwere Stunden heran gezogen. Von allen Seiten thürmten sich verderbliche Gewitter auf, und zwischen allen diesen Zeitstürmen stand sie, von wenigen Getreuen umgeben, allein da, ein schwaches Weib gegen überlegene Kräfte. Die Sorgen scheuchten auch in den Stunden der Nacht den Schlaf von ihrem Lager, und oft hatte sie, wenn die goldene Sonnenscheibe von einem Gluthmeere umwogt, in Osten heraufstieg, keine Stunde geschlafen.

Während einer solchen, ohne labende Ruhe hingebrachten Nacht ging nun auch ein Mal die Königin in das Schlafzimmer ihres Sohnes, näherte sich dort dem Bette desselben, zog die seidenen Vorhänge zurück, und heftete lange das Auge auf den Schläfer, dessen Gesicht so glücklich und ruhig lächelte, wie das eines Engels, der voll heiligen Vertrauens zu den Füßen seines

Erlösers entschlummerte. Die Nachtlampe, die Ludwig auszulöschen vergessen, brannte noch auf dem Tische, die letzten Tropfen des wohlriechenden Oeles erschöpfend, die noch auf dem Wasser schwammen. Schon färbte ein röthlicher Kreis den Alabaster der Kugel, und die lebhaftere Aussprühung des hin und herflackernden Flämmchens sah den letzten Krämpfen des Todeskampfes nicht unähnlich.

Die Königin, welcher dieses schwach flackernde Licht, dem ein Opalschimmer entströmte, unheimliche Gefühle erweckte, goß rasch frisches Oel in die Alabasterkugel, worauf sich das Knistern legte, und die Flamme wieder ruhig, ein freundliches Licht ausstrahlend, fortbrannte.

Jetzt erst gewahrte Blanka ein neben der Lampe liegendes aufgeschlagenes Buch. Sie warf einen Blick hinein, und las: „Wie in einem Hauswesen der Hausvater, und im Lande der Fürst, so muß Gott in der Welt regieren, der sie erschaffen hat und Alles erhält und lenkt. Ja, Gott regiert die Welt, und Nichts geschieht ohne sein Wissen, ohne seinen Willen, weil er der Allwissende und Allmächtige ist. Versuche es daher nicht, o Mensch, gegen diesen gewaltigen Willen zu streiten, der so unerforschlich ist wie das Wesen dessen, von dem er ausgeht, und in dessen Händen das Schicksal einer seufzenden Welt und das Heil der unsterblichen Seelen liegt."

Nach Lesung dieser Stelle blickte die fromme Mutter wieder auf den schlafenden königlichen Knaben, und die erlauchte kluge Frau gewann alsbald die tiefe Ueberzeugung, daß ihr Sohn nach Lesung dieser Stelle, voll Vertrauen die Augen geschlossen, und in dem tröstenden Gedanken: Nichts geschieht ohne das Wissen und den Willen des Allmächtigen, seiner Sorgen ledig, eingeschlummert sei. Sie fühlte sich gedrungen, hin auf die Kniee zu sinken und an der Schlummerstätte des Sohnes die Hände zu erheben, in der Weise, wie Jesus am Oelberge betend: „O Herr, nimm den Leidenskelch von diesem schuldlosen Haupte! doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

Gestärkt erhob sie sich, machte über dem sanft schlafenden Ludwig das Zeichen des heiligen Kreuzes und ging nun auch auf ihr Zimmer, wo sie seit mehreren Nächten wieder ein Mal Ruhe und Schlaf fand.

Von jener Nacht an belebte ein eigener Muth, eine eigene Thatkraft Blankas ganzes Wesen. Nichts geschieht ohne den Willen und das Wissen des Allmächtigen! Diese Worte schwebten ihr immer im Geiste vor, so daß die Angst, die sie bei der Krönung Ludwigs zu Rheims empfunden, allmählich aus ihrem Gemüthe schwand.

Durch Klugheit, Thätigkeit und durch den Beistand von oben, vereitelte Blanka alle die gefährlichen Plane der aufrührerischen Lehensträger und Vasallen, wie die Heinrichs III., des stolzen Brittenkönigs.

Trotz dieser übermenschlichen Anstrengungen, durch

welche sie bald den Frieden von Außen zu vermitteln, bald das Herz des Landes zu beruhigen suchte, verwendete sie doch stets ihr Hauptaugenmerk auf die gute Erziehung des jungen Königs. Zu diesem Behufe gab sie ihm einen Mann von erprobter Gottesfurcht und Weisheit zum Lehrer, ließ ihn in allen Kenntnissen unterrichten, die sein Beruf erheischte, leitete ihn selbst zur Führung der Staatsgeschäfte an, und ließ ihn mit stets wachsendem Einflusse an denselben Theil nehmen. Mehr jedoch als alles Andere lag ihr seine Vervollkommnung im frommen Glauben, in der Tugend und Gottesfurcht am Herzen, wobei ihr eigenes Vorbild am segensvollsten wirkte.

Besonders mitleidig zeigte sich Ludwig gegen die Armen, und während er sich schon von früher Jugend an durch Sparsamkeit und Genügsamkeit auszeichnete, gab er all' das, was ihm die Güte seiner königlichen Mutter zuwendete, auf fast verschwenderische Weise den Armen hin; der junge edle König wurde von einer Thräne in dem Auge eines Leidenden ungemein ergriffen, und selbst bis zu Zähren gerührt.

Ohne irgend eine Absichtlichkeit befestigte so Ludwig seinen Thron immer mehr, denn sein unbefleckter Wandel und seine ungeheuchelte Frömmigkeit erwarben ihm die allgemeine Verehrung des Volkes, so daß Jeder mit Blut und Leben den jungen König vertheidigt hätte, wenn es die übermüthigen Lehensträger gewagt haben würden, in räubischer Absicht ferner nach seiner Krone zu greifen.

Als er sich allmählich dem Jünglingsalter näherte,

stieg die allgemeine Verehrung, die man schon für den Knaben empfand, und die Liebe, die besonders die Armen und Unterdrückten für ihren jugendlichen Beschützer im Herzen bewahrten, durch seine einnehmende Freundlichkeit, durch seine weise Güte, durch seine strenge unwandelbare Gerechtigkeit und durch die unbegrenzte Liebe, die Ludwig zu seinen Unterthanen hegte.

Es war rührend anzusehen, wie er oft hier oder dort einem Greise die Hand reichte, und ihn mit den Worten anredete: „Lieber Vater, wie geht es Euch? Ihr seh't so übel aus; sprecht, kann ich etwas für Euch thun?“ Wenn dann der greise arme Mann, von diesen herzlichen Worten ermuthigt, über Mangel oder über Krankheit klagte, so hörte ihm der junge Herrscher mit unverkennbarer Rührung zu, und half dann so viel er konnte. Ohne Scheu durfte sich ihm der Niedrigste aus dem Volke nahen, wozu auch Jedermann Gelegenheit gegeben war, weil Ludwig sehr oft ohne irgend eine Begleitung herum ging, und wohl auch keinen Anstand nahm, hier und dort in einer schlechten ärmlichen Hütte einen Kranken zu besuchen, denn wie schon erwähnt, Ludwig achtete die Menschen ihrer unsterblichen Seelen halber, weßhalb er Keinem vor dem Andern, im Sinne seines vortrefflichen Herzens, einen Vorzug ertheilte.

Ludwigs Weisheit ward auch bald allgemein anerkannt, so daß ihn bei einigen Vorkömmnissen selbst auswärtige Fürsten zum Schiedsrichter erwählten.

In all' dem fand nun Blanka einen hinlänglichen

Ersatz für die Bemühungen, die sie bei des erlauchten Sohnes Erziehung angewendet, der auch jetzt, zum blühenden Jünglinge heran gewachsen, fromm und gottesfürchtig blieb, wie als Knabe und Kind.

Nie, als wenn es durchaus erforderlich war, zeigte sich dieser seltene Fürst in Prunk und Glanz, und dann nur im gebührenden. Außerdem liebte er weise Sparsamkeit, und zog Einfachheit dem Prunke in allen Stücken vor. Davon zeugte seine Kleidung, seine Tafel, sein Hofstaat und seine ganze Hofhaltung, denn der junge König war in Wahrheit all' dem verschwenderischen, eiteln Prunke abhold, an dem oft bei andern Fürsten das Mark, die Thränen und die Flüche eines zu Grunde gerichteten Volkes kleben. Es beugten sich deßhald vor ihm nicht nur die Nacken, sondern auch die Herzen, die Seelen, und um den etwaigen Spöttern über einen so frommen König den Mund zu stopfen, genügte der Ruf von seinem tapfern Muthe, den ihm selbst die Feinde nicht streitig machten.

Waren seine pflichtgemäßen Geschäfte, die er stets mit dem größten Fleiße und mit der strengsten Pünktlichkeit verrichtete, vollendet, so unterhielt er sich gerne mit verständigen, edeln Männern, die er trotz seiner Jugend treffend aus der Zahl der ihn umgebenden Höflinge heraus zu finden verstand. Jeden Tag widmete er auch, und zwar ohne Ausnahme, einige Stunden den Religionsübungen, und als ihm seine Minister den Vorwurf machten, daß er auf dieselben allzuviel Zeit verwende, antwortete er freundlich und ohne

die mindeste Erbitterung: „Die Menschen sind doch in Wahrheit sonderbar! Man legt es mir als unrecht, als Zeitverschwendung aus, daß ich täglich einige Stunden dem Gebete widme, und ich bin doch überzeugt, daß sich keine Lippe bewegen würde, wenn ich jene Stunden dem Spiele, der Treibjagd oder dem Vogelstellen hingäbe."

Auf seine Gesundheit bedacht und wohl wissend, daß Zerstreuung und Vergnügen zu der kräftigen Aufrechthaltung des Leibes nöthig sei, gab er sich auch ehrbaren Freuden hin, und unterhielt sich mit seinen Vertrauten gerne in unschuldigen Scherzen, wie auch in ritterlichen Uebungen mit Schwert und Lanze.

Er mochte jedoch neben der Mutter auf dem Throne sitzen, oder um die Muskeln gewandt und stark zu machen, mit den Rittern in den Schranken kämpfen, so verbreitete die innere Ruhe und der Friede seiner Seele über sein ganzes Aeußere jene Reize, jene von der Erde losgerungene, himmlische Hoheit, welche selbst dem Laster Zurückhaltung und Ehrfurcht gebieten. Das war selbst der Fall wenn der Scherz auf Ludwigs Lippen schwebte. Diese Hoheit war es, die alle Jene, welche bei seiner Krönung in Rheims nicht erschienen, theils versöhnte, theils einschüchterte, denn selbst der Bösewicht mußte sich bei dem Hinblicke auf die Schicksale des jugendlichen Königs, die ihn schon im Kindesalter gar rauh und drohend angefaßt, gestehen: „mit dem ist Gott!"

Drittes Kapitel.

Ein König als Krankenwärter.

Ludwig, dieser fromme königliche Jüngling, — dem seine geistlichen Lehrer gar oft sagten, daß das Herz des Betenden *rein* von *Sünden* sein müsse, weil, so lange die Seele im Zustande einer schweren Sünde lebt, sie wie *todt* vor den Augen Gottes ist, und somit kein verdienstliches Werk, kein gottgefälliges Gebet verrichten kann, — unterwarf seinen Leib beständig verschiedenen Uebungen der Abtödtung. Das that Ludwig in einem Alter, in welchem gewöhnlich die jungen Leute dem Leichtsinne und ihren Begierden und Treiben die vollen Zügel schießen lassen.

Das kam nun aber daher, weil Blanka, die so verständig als fromm war, bei der Wahl seiner Lehrer die höchste Vorsicht gebrauchte, und den Jüngling, sobald er durch die Mündigkeit der Gewalt entbunden wurde, die sonst sein geistlicher Rath über ihn übte, zur diplomatischen Bildung solchen Männern übergab, deren Charakter sie hinlänglich geprüft, und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch der Grundton

ihrer Gemüther ungeheuchelte **Frömmigkeit** und **Gottesfurcht** sei.

Leider wird oft mancher vortrefflich erzogene Prinz, der aus der Schule seines geistlichen Rathes so rein und schuldlos hervorgeht, wie die dem Gartenlande entsprießende Lilie, durch diejenigen verdorben, die ihn nachher zu seiner weitern Ausbildung übernehmen. Einschmeichelnder legen sich ihre Worte an des Zöglings Gehör, als die ernste Sprache seines väterlichen geistlichen Freundes, und durch manches leichtfertig hingeworfene Wort, durch manche anziehende glühende Schilderung, werden Begierden und Gelüste in seinem Herzen wach geküßt, die bis jetzt tief und fest geschlummert.

Um sich in die Gunst des hohen Zöglings ja recht hinein zu drängen, zerren solche Unwürdige fort und fort an dem frommen, keuschen Schleier, durch den bis jetzt derselbe die Welt und ihre Wunder anstaunte. Dann gehen ihm auf ein Mal die Augen auf, wie den ersten Menschen, als sie von der verbotenen Frucht gegessen. Erschreckt und zugleich angezogen wird er von dem buntscheckigen Getriebe, und wie einer, der das erste Mal nach einer ländlichstillen, frommen Erziehung bei dem Eintritt in eine nie gesehene große Stadt verlegen und mit befangenem Gemüthe dasteht, sich aber bald in dem tollen Getriebe gefällt, von Vergnügen zu Vergnügen flattert, bis er endlich, von dem Fluge ohne Rast, müde und des Lebens überdrüßig hinsinkt, so geht es nicht selten solchen, durch ihre zweiten Erzieher verführten Großen; hier waltet nur der Unterschied ob, daß dem

von einem friedlichen Dörf'chen Kommenden und in der Stadt Verführten dann gewöhnlich die Augen aufgehen, während solch ein unglücklicher Prinz auch dann noch Alles durch die gefärbten Brillengläser sieht, die ihm die Schmeichler vor die Augen halten.

Ohne daß solch ein Großer es merkt, gewinnen dann seine Creaturen stets mehr Einfluß über ihn, und das Ohr, einmal an Schmeicheleien gewöhnt, will die Wahrheit nicht mehr hören; selbst in der Sprache der Treue und Freundschaft findet es Beleidigungen heraus, so, daß der, welcher es gut mit seinem Fürsten meint, und es zu dem Wohle desselben wagt, ihm den Spiegel der Erkenntniß vor das verblendete Auge zu halten, ein unruhiger Kopf, ein dünkelhafter Narr gescholten wird.

Das ist dann freilich traurig, traurig für den Fürsten, und noch trauriger für das Volk, das allmählig die Ueberzeugung gewinnt, es sei unmöglich durch einen treuen Unterthanen und durch einen edeln Volksvertreter ein ungeschminktes, offenes Wort zu dem Throne gelangen zu lassen.

Klar lagen alle diese Uebel und Krebsschäden, die oft so geschäftig an dem Bau der Monarchien graben, und das treue Volk immer weiter von einem verblendeten Fürsten entfernen, vor Blankas erleuchtetem Auge aufgedeckt. Deßhalb baute ihr kluger, frommer Sinn diesen unzuberechenden Uebeln vor, und Ludwig erkannte das segenreiche Verfahren der erlauchten Mutter in seinem ganzen Umfange. Immer tiefer wurzelte die Verehrung, die er gegen sie hegte, in seinem Herzen,

und der fromme Jüngling trug sie auch auf seine Lehrer über, wie er zugleich stets dem Volke bewies, daß er ein guter König sei, dem die gütige Vorsehung in das fromme muthige Herz ein unbegrenztes Mitleiden für alle Hülfsbedürftigen gelegt habe.

Glänzend bewährte sich noch vor dem unumschränkten Antritte seiner Regierung, seine große Seele, und zwar in einer Zeitperiode, in welcher sich das Antlitz der Gnade ganz und gar von einigen Provinzen Frankreichs abgewendet zu haben schien, dessen Blüthe die Kreuzzüge fast verschlungen, die schon über zwei hundert Jahre währten.

Die unglücklichen Kreuzfahrer, die in dem Orient jede Scholle Erde mit ihrem ausströmenden Blute erkaufen mußten, kehrten nämlich in verschiedenen Zeiträumen haufenweise in die an vielen Orten fast entvölkerte Heimath zurück. Lumpen umhüllten ihre meist siechen Körper, und der Aussatz und manche Epidemie wanderte so zugleich mit ihnen in das Vaterland ein. Das Elend war groß, und bald hatten die Spitäler keinen Raum mehr, so viele Leidende aufzunehmen.

Ludwig, der schon von früher Jugend an das höchste Interesse an den Kreuzzügen nahm und stets den Thaten durchdringenden Blick auf diese Völkerwanderung warf, welche den heiligen Gang der ewig waltenden Vorsicht, den G a n g G o t t e s durch die Menschheit, so unläugbar bezeichnet, war über die immer traurigen Resultate der Kreuzheere höchlich betrübt.

Schon als Knabe drängte es ihn, Asien, den

Schauplatz, wo Saracenen, Kreuzprediger und besonders die fränkischen Fürsten ihre Thatkräfte und Heldentugenden entwickelten, zu betreten. Dieses historische Land, wo Zerduscht die Religion von der Sonne stiftete, wo Mohamed seine vereinigten Träume und Lehrsätze aus Mose, Convucius, Zerduscht und aus den arabischen Traditionen, mit Feuer und Schwert ausbreitete, und das durch die Predigten Jesu Christi, durch seine Glückseligkeitslehre, durch seinen reinen Wandel wie durch seinen Opfertod auf Golgathas Kreuzeshöhen, geheiligt wurde, — dieses Land hätte Ludwig anstaunen und auch siegreich wie Gottfried von Bouillon, seine Waffen an dem Grabe des Erlösers aufhängen mögen. Auch ihn drängte es, dort für die von der saracenischen Tyrannei in den Staub getretenen Christenheit zu fechten, und dort sein Blut in einer guten Sache zu verspritzen, wo die Schüler des Evangeliums und die Bekenner des Corans Tausend Mal Tausend die Waffen gegen einander kreuzten; wo so vielen Helden die Lorbeerkränze um die todtenbleichen Stirnen gewunden wurden, und wo die Uneinigkeit der Fürsten leider wieder das verdarb, was mit übermenschlichen Anstrengungen errungen wurde.

So kam es, daß Ludwig, der so viele unglückliche Kreuzträger in dem schauervollsten Zustande in das Heimathland zurückkehren sah, tief und mächtig gerührt wurde, von dem Mitleid einflößenden Anblick derselben. Alles, was zu ihrer Pflege nur immer gethan werden konnte, ordnete er bis in die kleinsten Beziehungen an, und bald war Leinwand, Verbandzeug, Arzenei, kurz

Alles vorhanden, was zu ihrer Wiederherstellung erforderlich war. Die Zahl der Krankenwärter wurde aber immer geringer. Theils raffte sie der Tod hin, theils entwichen sie nächtlicher Weile aus den Spitälern aus Furcht vor Ansteckung.

Da riefen und jammerten nun die Kranken vergebens nach Hülfe. Ihre Klagen verhallten wie die eines in der Wüste Verirrten, und Jeder, den sein Weg an einem solchen Spitale vorüber führte, und das Gewimmer hörte, floh, vor Ansteckung sich fürchtend, von tödtlichem Schrecken erfaßt, vorüber.

Als der junge König benachrichtigt wurde, wie groß der Jammer in den Spitälern sei, faßte er einen hochherzigen Entschluß, den er alsogleich Einigen mittheilte, die sein volles Vertrauen genoßen. „Wer in Armuth,“ sprach er zu ihnen, „besonders aber in Krankheiten dem leidenden Nebenmenschen Linderung zu schaffen vermag, und sich dessen weigert, der wird auch jenseits, wenn er nach Labung seufzet, nicht gehört werden; deßhalb habe ich nun beschlossen, selbst diesen Leidenden hülfreich beizuspringen, und wer kein Herz so schwarz hat wie die Erde eines Moorgrundes, der wird mir folgen.“ So sprechend verließ der junge König seinen Palast, den seine Getreuen stets durchräuchern ließen, um der Ansteckung zu wehren, und stand bald darauf mit denen, die ihm strauchelnden Fußes und mit bange klopfendem Herzen folgten, in einem von ansteckenden Dünsten durchwehten Hospitale.

Die Vorübergehenden, die den König in diese Hal-

len eintreten sahen, wo Tod und Schrecken ihre gespenstischen Throne aufgeschlagen, und die zu betreten der ärmste Bettler durch Verheißung vom hohen Lohne nicht vermocht werden konnte, blieben voll Verwunderung stehen; bald hatte sich eine Menge Menschen versammelt, die es nicht glauben wollte, daß sich der König wirklich einer so augenscheinlichen Gefahr aussetzte. Die, welche es aber gesehen, blieben auf ihrer Aussage, und so kam es denn, daß die Neugier den Schreck überwand. Schritt für Schritt näherten sich Einige dem geöffneten Thore, und stiegen endlich zögernd die Treppe hinauf. Schüchtern folgten Andere und zuletzt drängte die Masse, um den König zu sehen, nach.

Erschüttert wichen Alle vor dem betrübenden Schauspiele, das sich, oben angelangt, ihren Augen darbot, zurück; scheu blickten sie in einige Säle, deren Thüren offen standen, und als ihr Auge auf die lange Reihe von Betten fiel, worin sich die Leidenden krümmten, Schmerzensschreie ausstießen, und im Fieberdelirium schluchzend nach jenen Wesen riefen, von denen sie der Tod zu trennen drohte, so stand ihr Herz vor diesem, selbst für das gestählteste Gemüth grauenhaften Anblick, vor Entsetzen still. Sie fühlten ihre Entschlossenheit wanken, und eine schwarze Ahnung ließ sie ihre Unvorsichtigkeit bereuen. Schon wollten sie sich zur Flucht wenden, als Ludwig von einem Nebensaale in diesen herein trat, in welchen die Neugierigen eben unter fröstelndem Grauen die Blicke getaucht.

Bei der Erscheinung des königlichen Jünglings, der hier Einem das Kopfkissen unter dem müden Haupte zurecht legte, dort Einem Arznei einflößte, einen Dritten tröstete und Allen die Verheißung machte, die Hülfe sei nahe, sie möchten sich deßhalb beruhigen und auf Gott vertrauen, da kehrte das Gute, das Muthige in das Gemüth der Schauenden zurück. Sie wechselten gegenseitig verständigende Blicke, der letzte Funke von Besorgniß schwand, und Viele, und zuletzt Alle traten in die Krankensäle ein. Das Beispiel des hochherzigen Königs hatte sie beschämt und zugleich ermuthigt. Jeder drängte sich in seine Nähe und Alle waren bemüht, indem sie den Kranken hilfreich die Hand boten, die Aufmerksamkeit des guten Königs auf sich zu richten.

Ludwig, der seine Aufopferung so herrliche Früchte tragen sah, war tief und gewaltig ergriffen, und wollte schon mit jenen aus dem Herzen und zum Herzen dringenden Worten, wie er sie gewöhnlich an seine Unterthanen richtete, seinen Dank aussprechen, als sich plötzlich die anmuthige Frische der Wangen eines seiner Pagen, der dem hohen Herrn auch hieher gefolgt, mit einer bleifarbenen Bläße überzog. Seine großen schönen Augen, zogen sich in die Tiefen ihrer Höhlen zurück, seine noch eben so rosigen Lippen überzog eine violette Farbe, und die, welche in die plötzlich so entstellten Züge des Pagen blickten, wichen entsetzt zurück und riefen: „der Page des Königs ist angesteckt! rette sich, wer da kann! hier haust wahrhaftig der Tod!“

Da erhob der König die Stimme und rief so laut er konnte: „Barmherzigkeit ist das erste Erforderniß der christlichen Liebe, und wer den Unglücklichen und Leidenden nicht hilft, und lau und kalt von ihnen gehen kann, wenn sie verschmachten, und ihn um Gottes willen zu Hülfe rufen, zu dem wird auch Gott einst sagen: hinweg von mir! Bleibet deßhalb im Namen der Barmherzigkeit, und um eures eigenen Heiles willen hier; denn es ist ein entsetzlicher Gedanke, getrennt von Gott, und mit seinem Fluche behaftet zu sein. Wer ohne Gott und ohne seinen Schutz ist, fällt auch gewiß der finstern Macht böser Geister anheim, deren entsetzliches Geschäft es ist, gefallene Menschen zu quälen, wie man zur Zeit, wo der Erlöser auf Erden wandelte, an den Besessenen gesehen. Bleibet also, damit nicht der Fluch des Herrn euch treffe, und euere Seelen einst nicht häßlicher vor Gott erscheinen, als halbvermoderte ausgegrabene Leichname."

Diese Worte, während welchen der König fortfuhr, den Kranken Hülfe zu leisten, und seinen, von dem ansteckenden Uebel befallenen Pagen einem Arzte übergab, wirkten auf alle Anwesenden.

„Nein, wir wollen nicht hinweg von Gott, — nicht verflucht von ihm sein!" flüsterte es hier und dort, und bald leisteten die, welche sich eben noch so feige gezeigt, den Kranken wieder Hülfe; eine Anzahl Unbemittelter bot sich gegen den gewöhnlichen Taglohn zur Wartung und Pflege der Kranken an; die Bemittelten aber versprachen Angesichts des Königs eine be-

trächtliche Summe in die Krankenkasse zu legen, und die, welche Speisen nehmen durften mit reichlicher, ihrem Zustande angemessener Kost zu versehen.

Da erhob Ludwig das fromme Gemüth in einem wortlosen heiligen Gebete zu Gott; darauf ermahnte er seine geliebten Unterthanen, die eben Zeugen gewesen, wie Beispiele auf Menschen wirken, nie es zu unterlassen, gute Beispiele zu geben, und sollte es oft in dringenden Fällen selbst mit Aufopferung des eigenen Wohles geschehen müssen.

Schweigend neigte Jeder in frommer Ehrfurcht vor Ludwig das Haupt, der jetzt das Spital verließ, um anderwärts Heil und Segen zu verbreiten, Vorurtheile zu bekämpfen, und den gesunkenen Muth des Volkes zu heben.

Die getrösteten und jetzt wieder verpflegten Kranken weinten ihm stammelnd ihren Dank nach. Es waren dieß Freudenthränen, von denen sich jeder Tropfen als ein Gebet für den frommen König Ludwig zu dem Throne des Ewigen, des Vergelters alles Guten, aufschwang.

Viertes Kapitel.

Der Gotteslängner.

Die Freundlichkeit und Liebe, mit welcher nun Ludwig während der ganzen Dauer der Seuche den Armen und Kranken selbst hülfreich die Hand reichte, konnte allein von der Religion eingeflößt und von ihr genährt werden.

Der Gedanke an die Unsterblichkeit, die dem Menschen alle Geheimniße seines Wesens eröffnet, und ohne welche die Hälfte seiner Triebe ein Räthsel, und alle seine Tugenden ein Traum sind — er, dieser Gedanke ließ den edeln König mitten unter dem Todesröcheln, mitten unter ansteckenden Dünsten lächeln; die Verheißung des Himmels war tief in seinem Herzen. Vor der Sonne des Evangeliums, die in seinem Gemüthe strahlte, flohen die Schatten des Grabes; stets gedachte er jenes Morgens ohne Abend, jener Laufbahn ohne Ziel — der dem Gerechten verheißenen Ewigkeit. Gar tief bedauerte er jene, die gleich Affen vor dem Spiegel ihres irdischen Glückes stehen, und doch die eigentliche Glückseligkeit nicht heraus finden können; Sie, die beschauen und

betasten und gucken und gucken, und sich wundern, daß immer noch jene Glückseligkeit abwesend sei, welche sie wünschen. Er bedauerte sie recht von Herzen; denn er wußte gar wohl, daß der Ueberfluß die Wenigsten vom Mangel errettet. „Wie glücklich ist der,“ rief er oft aus, „welcher der Natur nachlebt! das heißt fromm und nach der Unsterblichkeit strebend. Die finstern Tiefen des Grabes erschrecken ihn nicht; eine ewige Zukunft, ein Leben, das am Ende der Ausrechnung stets von neuem anfängt, schließt sich vor ihm auf.“

Es war dem frommen König daher stets ein Gräuel, wenn er hörte, daß ein Mensch unbußfertig hinübergegangen sei. Solch eine Verstocktheit wiederhallte gleich einem schrecklichen Donnerschlage in seiner Seele und durchdrang seinen Verstand mit schaudern dem Erstaunen.

Da wurde ihm denn auch eines Tages gemeldet, daß ein aus dem Kreuzzuge heimkehrender verwildert aussehender Mensch von einem schrecklichen Siechthume befallen, sich durch die Strassen nach dem Spitale hingeschleppt habe. „Scheu zogen sich die Menschen,“ sprach der Berichterstatter, „vor dem aus dem Oriente Kommenden zurück, der auf das breite Schwert gestützt, bei jedem Schritte, den er vorwärts machte, schreckliche Flüche und Verwünschungen ausstieß. „„Wie lange soll ich denn noch ein verfluchtes Leben mit mir herumschleppen? — Ist Keiner da, der mir einen Bolzen durch die Brust jagt?““ Als so der Unhold ausrief, meinte ein Vorübergehender, er möge doch in seinem Zustande, in welchem ihm das Beten wohl anstünde, nicht so gott-

verlassene Reden führen. „Was Beten!“ rief da der mit seinem Geschicke Zerfallene. „„Ich habe zu viele Esel vergebens beten und Hoffnungen daran knüpfen sehen, daß ich ein Thor sein müßte, wollte ich mir durch dieses Geplapper die Zunge ermüden.““ Entrüstet hielt ihm da Einer seinen Frevel vor, und fragte ihn, ob er denn an keinen Gott glaube. „„Nein!““ wüthete der Mensch mit den verstörten Zügen; „„denn wenn es einen Gott gibt, der die Menschen, die zur Vertheidigung seiner Lehre das Schwert ziehen, und vor Begierde brennen, die sogenannte heilige Erde zu küssen, auf der er angeblich gewandert sein soll, wenn er solche zu hundert Tausenden untergehen lassen kann, und sie so elend macht wie mich, dann ist ein Pantherthier gefühlvoller wie er!““ Dabei ballte er die Fäuste, ließ den rollenden Blick wie einen Blitz zum Himmel hinauf schießen, und verfluchte in seinem ensetzlichen Zustande, der an Irrsinn grenzte, Gott, wenn es einen solchen, wie der Lästerer zweifelte, gäbe. Darauf umschleierte Ohnmacht seine Sinne! wie ein morscher Baum brach er in sich selbst zusammen, und einige Mitleidige, die über dem leidenden Menschen den Gotteslästerer vergaßen, trugen ihn in das Hospital. Als er dort wieder zur Besinnung und zu einigen Kräften kam, begann er das Wüthen auf's Neue, und ob seinen häßlichen Reden bekreuzten sich die Kranken und begehrten, daß man dieses Scheusal aus ihrer Nähe hinweg bringe, weil der Geifer seiner Worte anstekend sei.“

„Nun?“ fragte der König erschüttert.

„Man that nach ihrem Begehren,“ entgegnete der Andere. „Doch auch abgesondert, tobte und raste der Wüthende fort.“

„Sendete man ihm denn nicht geistlichen Trost?“ fragte da der König wieder.

„Ja, königlicher Herr. Mehrere Geistliche machten nach einander den Versuch, keinem aber gelang es, den verstockten Sinn des Elenden zu brechen und sein lasterhaftes Herz zu rühren.“

„Dann ist er geistesirre,“ sprach Ludwig düster vor sich hin.

„Nein Herr, das ist er nicht,“ entgegnete der Berichterstatter; „seine Reden sind voll Zusammenhang, und nichts deutet bei ihm auf Irrsinn.“

„Unmöglich!“

„Unmöglich scheinend — ja! aber es ist leider dennoch so. Fraget die Aerzte und die Priester, königlicher Herr, und sie werden Euch dasselbe berichten. Nächtlicher Weile,“ fuhr der Officier des Hospitales fort, „soll er auch oft stundenlange weinen.“

„Wie — weinen?“ unterbrach der König seinen Officier. — „Etwa aus Bosheit? Aus Wuth, daß er krank und leidend ist?“

„Nicht doch, er nennt schluchzend stets einige Namen, und beklagt, wie es scheint, Verstorbene, die ihm theuer gewesen.“

„Ein Gottesläugner — und Thränen? — Gottesläugnung und Liebe und Schmerzen für Abgestorbene in

ein und derselben Brust!? — Das sind Hieroglyphen, die ich zu enträthseln gedenke," sprach der König kopfschüttelnd; hierauf dankte er dem, der vor ihm stand und der ein strenges Urtheil über den Gottesläugner erwartete, für seinen Bericht; er trug ihm auf, das Gemach dieses Kranken lüften und dann durchräuchern zu lassen, weil er selbst gesonnen sei, ihm einen Besuch abzustatten. Der Officier wollte Einsprache thun, der König aber entließ ihn mit einem gnädigen Handzeichen.

Drei Stunden später, als der Mond hoch am Himmel stand und die Schatten der Nacht über der Erde schwebten, schritt Ludwig, gehüllt in einen Mantel, das Baret auf dem lockigten Scheitel, die Strassen entlang nach dem Hospitale hin.

Um auf das Gemüth des Unbußfertigen zu wirken, wählte der fromme König absichtlich die Stunden der Nacht, denn er kannte sie als die elegische Seite des Lebens.

In dem Hospitale angelangt, ließ sich Ludwig sogleich zu dem wegen seiner Unbußfertigkeit von den andern Kranken Abgesonderten führen. Er befahl, daß sein Gemach leise aufgeschlossen werde, hieß dann den Oberarzt des Hospitales, der ihn die Gemächer entlang begleitete, sich entfernen, nahm dem Krankenwärter das Licht aus der Hand, und trat so geräuschlos, als es geschehen konnte, in das Gemach ein.

Das Licht warf einen matten Schein umher. Der König lauschte, konnte aber keinen Athemzug vernehmen. Rasch trat er jetzt an das Bett, und bückte sich

über den Kranken. In dem ersten Augenblicke hielt er ihn für todt, denn sein wachsgelber Kopf schwamm scheinbar in einem violetten Dunste. Die buschigen schwarzen Brauen hoben das Leichenhafte der glanzlosen Haut, die über einen Todtenkopf ausgespannt schien, noch mehr hervor.

Ludwig hob die Decke auf, und legte seine Hand auf das Herz dieses Menschen. Anfänglich schien es ihm stumm und eisig, allmählig aber fühlte er ein leises Pochen, das Leben beurkundete. Nun stellte der König das Licht auf einen Tisch, dem Krankenbette gegenüber, ließ sich auf einen Stuhl nieder, und betrachtete unverwandt dieses in seiner Unbeweglichkeit mit einem so beredten Ausdrucke begabte Gesicht.

Ein entsetzlicher, tiefgewurzelter Schmerz lag in den gefurchten Zügen dieses Kopfes, die von Zeit zu Zeit wie in Fieberschauern zitterten, und ihr nervöses Beben über alle Glieder des so sehr leidenden Körpers ausbreiteten.

Von einem bösen Traume gequält, streckte und dehnte sich plötzlich der zuvor so stumm und todtenähnlich auf dem Bette Ruhende. Ein ängstliches Stöhnen entrang sich seiner Brust; seine Hände machten eine rasche Bewegung, als wollten sie ein erschreckendes Phantom von sich stoßen. Dann erwachte er mit den dumpf hervor gestoßenen Worten: „Immer er — überall er!"

Ludwig, dem diese Worte auf ein blutiges Geheimniß zu deuten schienen, verwendete kein Auge von

dem, der jetzt noch mit sichtlicher Gewalt gegen die schauervollen Einwirkungen des gehabten Traumes anknüpfte.

Jetzt erblickte ihn der Erwachte; seine bebenden Lippen stießen ein scheues „Werda?" heraus. Dabei fuhr seine Rechte instinktmäßig nach der Hüfte, wo er aber in seinem jetzigen Zustande weder Schwert noch Dolch fand.

„Beruhige Dich, mein Freund," sprach der König lächelnd. „Es ist Niemand hier, der Dir ein Leid zufügen will."

„Wie spät ist's in der Nacht?" fragte da der Kranke beruhigt aber in mürrischem Tone.

„Es geht auf Zwölf," entgegnete der König, „und ich sitze schon ein Paar Stunden hier."

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

„Mich überzeugen," sprach jetzt Ludwig mit feierlichem Ernste, „ob es denn wirklich einen Menschen gibt, der bei gesunden Sinnen einen Gott läugnet, und zwar in den Stunden, wo ihm der Tod nahe und der Beistand des Herrn am nöthigsten ist."

„Seit wann tragen denn die Pfaffen ein Reiterkoller, ein Baret mit Federn, ein Schwert an der Hüfte und Sporen an den Stifeln? Nach Euerer Anrede seid Ihr doch wohl ein Pfaff!" lachte der Spötter.

„Nein, ich bin kein Geistlicher," entgegnete Ludwig, „sondern —"

„Ein Zudringlicher, der die Kranken im Schlafe

stört," polterte da der Verstockte. „Macht daß Ihr weiter kommt. Ich sehe am Tage genug lästiges Volk! Packt Euch!"

„Weißt Du, daß die Räthe damit umgehen, Dich als Gottesläugner eines schmachvollen Todes sterben zu lassen?" sprach da der König, und sein forschendes Auge heftete sich strenge auf den Kranken.

„Die Räthe sind Esel," lachte dieser, „und wenn sie in meiner Person dem Volke etwas zum Besten geben wollen, so haben sie Eile, denn ich fühle die Kälte des Todes schon in Blut und Knochen."

„Und dennoch Unglücklicher," rief jetzt der König mit erhobener Stimme, „wendest Du keinen Blick aufwärts, Du, der Du doch, wie ich gehört, das Kreuz genommen, und im gelobten Lande für die unterdrückte Christenheit kämpftest."

„Ja, ich war auch einer von den Narren," schrie da der Unhold, „welche die Heimath und den Wohlstand verließen, um in diesem verwünschten Lande, wo die Gefahren wie giftige Vippern überall versteckt liegen, die Meinen schlachten zu lassen, und mir selbst den Tod zu holen! Wer für mich kämpfen und das Leben wagen würde, den schirmte ich nach Möglichkeit vor jedem Unfalle. Das thäte ich, ein gewöhnlicher Mensch. Gott aber, der Allwissende und Allmächtige, läßt die zu Hunderttausenden umkommen, die Seinetwegen das Kreuz nahmen, und dem Allahruf der Saracenen mit einem Jesus, antworten! Geht — geht! die ganze Geschichte ist eine Fabel, und der der Glücklichste, der nichts glaubt!"

„Gott vergebe Dir Deine Reden," sprach da Ludwig wehmüthig, ergriff die Hand des mit Gott und mit seinem Schicksal Zerfallenen, und sagte: „Mein Freund, Du bist in eine tiefe, erschreckliche Finsterniß versenkt, und wie der Nebel oft gegen das Frühjahr zu über der Erde schwebt, während es stürmt und regnet und schneit, als solle niemals mehr das reine Himmelsblau das Menschenauge erfreuen, so schwer liegt die geistige Betäubung, herrührend von Deinen Sünden und von der Lossagung von Gott, auf Dir. Wie Deine Brust jetzt öde ist, so liegt auch die Erde öde und wie erstarrt vor dem Beginne des Frühjahres unter der Nebeldecke; doch, wenn endlich die Sonnenstrahlen die Nebel durchbrechen, wenn die Stürme schweigen, wie sehnsüchtig hebt sich dann nicht jedes Gräschen, jede Blume empor, so wonnig zu dem jetzt wieder blauen Himmel hinaufschauend wie ein Kind, das die Mutter verloren, und sie plötzlich wieder findet. Neues Leben regt sich dann in jeder Knospe, und aus dem nassen, dampfenden Boden herauf drängt und wuchert und sproßt es, als sei mit der Sonne der scheinbar erstorbenen Erde die Thätigkeit wiedergekehrt, als habe sie den Befehl erhalten, sich dem Schöpfer zu Ehren auf einen festlichen Frühlingstag zu schmücken. Siehst Du Freund, solch eine Verwandlung würde auch in Deinem Gemüthe vorgehen, das jetzt noch kalt, trübe und von den verfinsternden Nebeln der Sünden und der eiteln Erdgedanken umzogen ist, wenn Du nämlich den ernstlichen Vorsatz faßtest, Deinen Irr-

thum abzustreifen, und Dich wahrhaft zu bekehren. O glaube mir, alle die Wolken der Sünde und der trüben Geschicke, die jetzt verhindern, daß die Gnade Gottes warm und innig in Deine Seele strahlt, ziehen während einer aufrichtigen Buße so rasch von dannen, wie wenn ein frischer Frühlingswind die Nebel wegfegt, und wie dann am heitern tiefblauen Himmel die Sonne über der Bergkette aufsteigt, einem auf dem Altare flammenden Opfer ähnlich, so wird auch die Gnade des Herrn wieder in Deinem Innern aufsteigen, und Dir den Frieden der Seele, Hoffnung und Trost zurückbringen. Hier hast Du einen Rosenkranz." Bei diesen Worten legte ihm der König denselben auf das Bett, und ermahnte ihn mit liebevollem Ernste den Hern um seine Gnade anzuflehen, damit er eine wahre Gewissenserforschung machen könne. „Morgen," sagte er, „komme ich wieder, und ich hoffe dann, keinen Gottesläugner sondern einen Reuigen anzutreffen. Einstweilen werde ich für Dich beten, und nun behüte Dich Gott!" So sprechend, drückte der König ihm warm die Hand und verließ, ohne eine Gegenantwort abzuwarten, rasch das Gemach des Kranken, der nicht wußte, wie ihm geschehen.

Das schöne jugendliche Antlitz Ludwigs, wie seine herzlichen Worte, hatten einen eigenen sonderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Wie träumend hielt er den Rosenkranz in der Hand, und als jetzt ein Krankenwärter mit Arznei eintrat, fragte er diesen in sanftem Tone, den man an ihm nie zu hören ge-

wohnt war: „Wer war der Jüngling, der eben von mir ging?"

„König Ludwig," entgegnete der Gefragte.

Da brauste der Kranke auf, denn er glaubte nicht anders, als der Wärter treibe seinen Spott mit ihm.

„Werth seid Ihr es freilich nicht, daß ein König wegen Euch den Schlaf bricht," brummte dieser; „es würde es auch kein anderer Fürst thun, als dieser vortreffliche Herr, der die Geduld und das Gemüth eines Heiligen hat."

„Es ist also kein Scherz?" sprach erstaunt der Kranke. „Wie —? Ludwig, Frankreichs König, wäre wirklich in tiefer Nacht im Hospitale hier bei mir gewesen?"

„Ei, zweifelt d'ran, wenn es Euch beliebt; denn wer Gott läugnet, der kann über alles Andere streiten, mit ihm aber streitet kein Gescheider." Dabei schlug der Wärter unwillig die Thüre zu, und der Kranke, der sein Abgehen gar nicht bemerkte, schaute starr nach dem Stuhle hin, in welchem der König gesessen. Das Bleigewicht des unterbrochenen Schlafes senkte sich dann wieder auf seine Augen herab. Müde und erschöpft fiel sein Haupt in die Kissen zurück, und während er leise einschlummerte, legte er seine Finger zusammen, die den Rosenkranz ohne irgend eine scheinbare Absichtlichkeit erfaßt hatten.

Auch im Schlafe sah jetzt sein geschlossenes Auge den jugendlichen König, auch jetzt noch hörte er seine Worte, die ihn zur Reue und Bekehrung mahnten. Es

war dieser Traum kein ängstigender, sondern ein überaus rührender und wohlthätiger. Er sah sich im gelobten Lande, und ob der Dinge, die allmählig an seinem geistigen Auge vorüber zogen, anfänglich wie Nebelgebilde, dann aber Gestalt, Bewegung, Leben und Sprache erhielten, traten ihm die bittersten Thränen in die Augen. Träumend faltete er die Hände, und träumend betete er laut das Vater unser.

Die Kranken, die in dem anstoßenden Saale sein Gebet vernahmen, wurden auf eine eigene, sonderbare Weise ergriffen. Ihr ehrlicher alter Wärter, an der Thüre lauschend, zog das Käppchen von dem eisgrauen Scheitel, und sagte: „Da frage ich nun einen, ob unser gnädigster König und Herr kein Heiliger sei; denn den Verstockten drüben, der Gott läugnete und allem Heiligen fluchte, zum Beten zu bringen, das ist doch meines Erachtens ein leibhaftes Wunder." Dabei faßte der alte wackere Mann sein Käppchen fester in den Händen, die ihm die Liebe und die Ehrfurcht für König Ludwig faltete; von einer eigenen, feierlichen Stimmung ergriffen betete er laut für Frankreichs frommen König.

Die Kranken stimmten in dieses Gebet mit ein, und die heilige Poesie dieser Scene wurde noch gehoben durch die tiefe, schweigende Nacht, die ihre Fittiche über die schlummernde Welt ausgebreitet hielt.

Fünftes Kapitel.

Ein schöner Traum.

Durch Schlummer und Traum hörte der, den der König mit seinem Besuche beehrt, das Gebet der Kranken. Er erwachte, indem seine Lippen eben das „Amen!" des Vaterunsers sprachen, das er träumend gebetet. Erstaunt schweifte sein Blick umher und blieb dann auf seinen gefalteten Händen haften, die den Rosenkranz hielten.

Ein wunderbares Gefühl ergriff den Kranken, und während er nun an den eben gehabten Traum zurück dachte, brachen aus seiner Seele Reue und Thränen hervor.

Als er nämlich nach König Ludwigs Entfernung die Augen geschlossen und alsogleich in einen Traum versank, däuchte es ihm, wie schon erwähnt, er sei im gelobten Lande. In seinem Traumleben durcheilte er einen Garten unferne Jerusalem, und sah hier, der Mond stand schon am Himmel, einen Mann auf der Erde knieen, der sich im Gebete die Hände wund rang, und das gelockte Haupt bis herab zu dem Staube neigte. Das Gesicht dieses Mannes war ungemein bleich, und seine entsetzliche Angst stieg so weit, daß ihm der Blutschweiß aus den Poren drang. Zu diesem

Manne fühlte sich der Träumende auf eine ungemein theilnehmende Weise hingezogen, und doch hielt ihn etwas zurück, so daß er unter einem Gefühle von Schmerz und Angst scheu vorüber eilte. Da stieß er auf drei Männer, die ernst und trübe auf den Mann blickten, der, den Scheitel bis zur Erde gebeugt, da kniete, und eben zum dritten Mal in herzzerfleischender Weise rief: „Vater, wenn es möglich ist, und Dir ist ja Alles möglich, so nimm diesen Leidenskelch hinweg von mir. — Doch nicht mein sondern Dein Wille geschehe!“ Wer ist dieser Mann? fragte da der Träumende, von schmerzlichen Schauern durchbebt. Es ist der lebendige Sohn Gottes, der die Sünden der Welt auf sich nimmt. Jesus, der für uns Blut schwitzt!

Der Träumende eilte fort, denn er konnte diesen Anblick nicht länger ertragen. Er lief und hinter ihm floh die Nacht, und als die Sonne kam, stand er vor dem Hofraume des römischen Landpflegers Pilatus. Hier erblickte er einen Mann, angebunden an eine Säule und bis auf ein Schamtuch gänzlich von allen Kleidern entblößt. Höhnend schlugen unbarmherzige Henkersknechte auf den an die Säule Gebundenen mit Geißeln los, so, daß an manchen Stellen dieses gemarterten Leibes das Gebein und die Nerven von Fleisch entblößt sichtbar waren. Ringsum hatte sich eine Blutlache gebildet, und der so Träumende, der in dem so schrecklich Mißhandelten, den Mann wieder erkannte, welcher in dem Oelgarten unter Todesangst

die Hände gerungen, fragte Einen aus dem Volke: Was hat der Unglückliche gethan?

Die Antwort lautete: Ich weiß es nicht!

Er fragte einen Andern, doch auch der konnte ihm das Verbrechen nicht bezeichnen. Zuletzt fragte er einen Soldaten, und auch der sprach kopfschüttelnd: Ich weiß es nicht! Darauf drückten die jüdischen Soldaten und Knechte Jesum, den der Träumende sah, als er für uns gegeißelt worden, die Dornenkrone auf's Haupt, spieen ihm in's Angesicht, und schlugen ihn mit den geballten Fäusten. Da fragte sich der Träumende selbst: Ist es möglich, daß dieser Gottes Sohn ist, der hier unter entsetzlichen Schmerzen, unter einer höllischen, verworfenen Menschenrotte sitzt? — Es antwortete ihm eine Stimme: Zweifle nicht, er ist Christus, der Herr, der gepriesen und angebetet von den höchsten, seligen Geistern im Himmel saß, in Majestät und strahlender Schönheit. Ein einziger Hauch von ihm wäre vermögend, seine Quäler in die trostlosesten Tiefen der Abgründe hinab zu stürzen, doch er will sich opfern aus Liebe zur Menschheit, und stumm wie ein Lamm, als Sühnopfer fallen für die ungeheure Weltschuld. Sieh hin, es ist Jesus, der sich aus Liebe zu den Menschen mit Dornen krönen läßt!

Da eilte der Träumende bestürzt von dannen, und als in seinem Traumleben wieder die kommende Nacht mit dem darauf folgenden Tage wechselte, sah er sich plötzlich in Jerusalem selbst, und erstaunte über den ungewöhnlichen Zusammenlauf der Menschen. Seine

Schritte wurden gehemmt; er mußte bleiben, eingekeilt in das Gedränge. Er fragte einen ihm Nahestehenden, was man heute für einen Tag habe. Der antwortete: Freitag. Darauf äußerte der Frager, er habe gemeint, es möchte etwa ein Festtag sein, oder doch irgend eine festliche Handlung, nach dem Zusammenströmen so vieler Tausende zu schließen, gefeiert werden.

Es gibt eine Hinrichtung, antwortete der Andere. Der Erste fragte wieder, wer denn hingerichtet werde? In demselben Augenblicke aber drängte die Menschenfluth wie ein reißender Strom heran, und der an den er diese Frage gerichtet, zeigte ihm das brausende Gewoge, in welchem ein ganz von Blut entstellter Mann, der auf den Schultern, die bis auf die Knochen wund waren, ein schweres Kreuz heranschleppte.

So sehr auch dieser Mann durch die Mißhandlungen entstellt war, so erkannte der Träumende doch auf den ersten Blick Den wieder, den man ihm schon ein Paar Mal als den Sohn Gottes bezeichnet hatte.

Von den nachfluthenden Menschenwellen fortgerissen, folgte er dem Herrn, der für uns das schwere Kreuz getragen. Auf Golgatha angelangt, sah er nun den hohen Kreuzesbalken in eine Grube einsenken und dort befestigen; er sah dem bleichen, bluttriefenden Manne die an den Wunden klebenden Kleider vom Leibe reißen, und als er nun so, entblößt, mit dem zerfetzten Körper, das edle Haupt unter dem Gewicht der Dornenkrone gesenkt, vor dem Volke stand, da zuckte ein unbeschreibliches Weh durch die Brust des Träumenden.

Er wandte das Gesicht ab, und wollte fliehen. Das war jedoch unmöglich, denn das Volk stand zu dicht gedrängt. Als er das scheue Auge wieder dem Richtplatze zukehrte, wurden dem auf das Kreuz Hingestreckten eben die großen fingerdicken Nägel mit dem schweren eisernen Hammer durch Hände und Füße, durch Nerven, Adern und durch das Gebein geschlagen und an das Holz befestigt. Während nun die Bäche des Blutes hervorspritzen, löste man die Stricke, an welchen man den gemarterten Leib empor gezogen, so, daß nun die ganze schwere Körperlast an den Nagelwunden hing. Da traf plötzlich das Auge des Träumenden mit dem Blicke des an's Kreuz Gehefteten zusammen, der in glutheißem Fieberdurste nach einem mitleidsvollen Menschen spähte, und zu trinken begehrte.

Da sank der, der in seinem Traumleben all' dieses schaute, von Leibes- und Seelenfrost durchschauert, auf die Kniee; er faltete die Hände, und betete mit zerrissenem Herzen Jesum an, der für uns gekreuziget worden.

Das war der Augenblick, in welchem der Krankenwärter, an der Thüre des Träumenden lauschend, das Gebet desselben vernahm, und gleich darauf wurde der Letztere mit dem Amen des selbst gesprochenen Vaterunsers auf den Lippen von jenem Gebete geweckt, das die Kranken für die Erhaltung König Ludwigs zum Himmel schickten.

Wie schon erwähnt, brachen aus seiner Seele bei der Erinnerung des gehabten Traumes Reuethränen

hervor, und auch jetzt noch sah er den Blick des Erlösers, wie er ihm im Traume begegnet.

Dieser Traum schien ihm kein gewöhnlicher zu sein; er hatte an sein Herz angepocht, wie Peter der Einsiedler zwei hundert Jahre früher an das Thor der Zeit, als von seiner begeisterten Rede Tausend und Tausende das Kreuz auf die linke Brust hefteten und sich mit dem Schwert umgürteten. Gerne hätte der aus seinem Sündenschlafe Erwachte sich jetzt auch gegen seine Sünden gewaffnet, die ihn gleich wirbelziehenden Fluthen zu verschlingen und in den Abgrund zu reißen drohten; doch wie es gewöhnlich bei schweren Sündern geht, wenn sie plötzlich sich losringen wollen aus den umstrickenden Garnen finsterer Mächte, so stiegen auch in seiner Seele jetzt Zweifel auf, ob ihn der Herr, den er anfänglich gescholten und zuletzt gar geläugnet, wieder gnädig aufnehmen werde.

Eine namenlose Angst bemächtigte sich seiner, und so oft er die Hände über der Brust faltete, die so abgezehrt waren wie die eines Skelettes, und beten wollte, bliesen ihm die Dämone der Sünde, welche fürchteten, daß ihnen ihr Opfer dennoch entrinnen könnte, den Gedanken ein, daß, wenn es auch wirklich einen Gott gäbe, er schon zu weit von der Bahn alles Heiligen abgewichen sei, um je auf Vergebung rechnen zu dürfen.

Dieser Gedanke hatte für ihn etwas entsetzlich Erschreckendes, und der Kranke, der in seiner sündlichen Verschlammung sonst unter Flüchen nach dem Tode rief, griff jetzt unter zähneklappernder Angst nach dem

Medizinglase, um den Tag des Gerichtes so lange als möglich hinaus zu schieben.

Gleich jenem Cromwell — der ein paar Jahrhunderte später in England auftauchte, und stolz auf seinen überlegenen Geist sich jede blutige Gewaltthat erlaubte, ja selbst das gesalbte Haupt eines Königs vom Henker abschlagen ließ, zuletzt aber, trotz errungener Macht und Ehren von einer gespenstischen Furcht erfaßt wurde, so daß er nie mehr länger als zwei Nächte in ein und demselben Zimmer schlafen konnte, — so ging es jetzt auch diesem an Leib und Seele Kranken. Es wurde ihm zu enge in den Räumen seines Gemaches, und als der Arzt sich einstellte, bat er ihn mit aufgehobenen Händen, er möge ihm eine andere Krankenstube anweisen.

Der Arzt, von dem Wärter benachrichtet, der sonst so Verstockte habe während der Nacht laut gebetet willigte gerne in das Begehren desselben, obwohl er den Grund hierzu nicht errieth.

Der Kranke wurde sonach in ein anderes Zimmer gebracht, das eine freundliche Aussicht auf Gärten darbot; die Angst zog jedoch mit ihm und erhöhte sich bei der anbrechenden Nacht. Es litt ihn nicht mehr im Bette, und so müde und abgeschlagen er sich auch im Gebein fühlte, so verließ er jetzt doch dasselbe, und setzte sich, gehüllt in die warme Kleidung des Hospitals, an ein Fenster.

Hoch stand bereits der Mond am nächtlichen Himmel, über den die Milchstrasse ihren bleichen Gürtel

zog; das zahllose Heer der Sterne blickte so freundlich in die Welt herein, als seien es lauter Augen von seligen Geistern, die über das Wohl der Menschheit wachen.

Der tiefe heilige Frieden, der durch die Natur schwebte wie ein Gnadenhauch des Allmächtigen, bildete einen scharfen Contrast gegen den Aufruhr, der in dem Gemüthe des Kranken brauste, welcher, am Fenster sitzend, das unstet rollende Auge zu den Millionen flammenden Sonnenwelten erhob.

Immer bleicher und bleicher erschien ihm die Scheibe des Mondes, und endlich so bleich, wie das Antlitz Jesu Christi, als er an's Kreuz angeheftet, von dem Mitleide seiner unmenschlichen Quäler einen Trunk Wasser begehrte, statt dessen aber nur Wermuth und Galle erhielt.

Tief aus der gepreßten Seele auf seufzte der Kranke; es drängte ihn, den gehabten Traum einem edeln frommen Menschen zu erzählen, und als gerade dieses Verlangen am mächtigsten wurde, ging die Thüre seines Gemaches auf, und Ludwig, der fromme königliche Jüngling, trat ein.

Sechstes Kapitel.

Der bekehrte Sünder.

Schöner, strahlender und edler als in verwichener Nacht, erschien dem Kranken jetzt das von goldenen Locken umwallte Antlitz des Königs, und von einer ihm unabweisbaren Macht geleitet, sank er vom Stuhle herab und auf die Kniee hin. „Gnade! Gnade!" stammelte er hier; er wagte es nicht, den Blick zu dem reinen Auge des vor ihm Stehenden zu erheben, aus dem der Abglanz einer frommen heiligen Seele strahlte.

„Erhebe dich, mein Freund!" sprach da der König mit sanfter Gewalt dem Knieenden vom Boden aufhelfend.

Zögernd gab der Kranke nach, und der König heftete jetzt lange schweigend den Blick auf das von den widersprechendsten Leidenschaften und Trieben verstörte Gesicht des Kranken. „Freund, Du sagtest mir gestern," sprach der König mit wehmüthigem Ernste, „der Glaube an Gott sei eine Fabel, und der sei am glücklichsten, der an nichts glaube. Deinen Worten nach bist nun Du einer von Jenen, die an nichts glauben, aber Dein Antlitz zeigt keine Spur von Glück."

„Ach Herr!" seufzte der beschämt vor Ludwig Ste-

hende. „Reue, Angst und Zweifel durchdringen mein Gemüth, — ich weiß mir nicht mehr zu helfen! — Um aber nicht wie ein Verworfener vor Euch zu stehen, will ich Euch, wenn Ihr mir anders Gehör schenken wollet, das erzählen, was meinen Glauben an eine gütige Vorsehung erschütterte."

„Rede Freund," sprach Ludwig, „aber setze Dich, denn Du scheinst mir heute schwächer zu sein als gestern."

Der Kranke nickte traurig mit dem Kopfe, und that, wie ihm geheißen. Ihm gegenüber setzte sich der König.

Nun begann der Andere: „Es sind nun bald zwanzig Jahre, als auch ich das Kreuz auf meine Schulter heftete, um einen Kampf mitzuschlagen, der in jener Zeit entbrannte, als der fatimitische Kalif Hakem die Herrschaft über Syrien und Palästina erlangte, bald die Rolle eines Nebukadnezars bald die eines Nero spielte und sich von seinen feigherzigen Sklaven Gott nennen ließ, der nach Gefallen leben und sterben lassen kann. Ueber anderthalb Jahrhunderte dauerte bereits dieser Kampf. Glorreiche Helden hatten zu Tausenden und Tausenden ihren Untergang in dem Oriente gefunden, und doch drängten stets neue Haufen nach. Unter einem solchen Haufen war auch ich, — ich Thor mit Weib und Kind! — Nach den unglaublichsten Mühen und Gefahren, nach jeglicher Entbehrung langte ich endlich mit meinem Weibe und mit einem Knaben von acht Jahren in dem gelobten Lande an. Meine übrigen Kinder

hatte der Tod erfaßt, und das Gesicht meines geliebten Weibes sah bereits so bleich aus, wie neugefallener Schnee. Ich stürzte hin auf die heilige Erde, und zerfleischte mit wüthenden Geißelhieben meinen Rücken, den Herrn bittend, mir, nach so viel erduldetem Elende, mein Weib nicht zu entreißen. Ich flehte, daß ein Stein hätte weich werden müssen — doch zu Gott drang mein Gebet nicht hinauf! Schon bei dem nächsten Mondeswechsel senkte ich die, die mir theurer war als mein Leben, in die heilige Erde hinab, die ich damals, von Irrsinn befallen — verwünschte! Mein Zustand war ein schrecklicher, doch bei dem Hinblicke auf den um die Mutter weinenden Knaben, rang sich mein Gemüth unter fieberhaften Schauern aus der Nacht der Verzweiflung los. Ich betete wieder; ich betete glühender als je, und flehte um die Erhaltung meines Kindes, des einzigen theuren Kleinods meines zertretenen Glückes. Auch ließ ich mir das Kreuz mit glühendem Eisen auf die Brust brennen und gelobte dabei, meinen Glauben abzuschwören, wenn auch das liebe — das letzte Kind — mir entrissen würde."

„Das war ein sündliches Gebet, Freund," unterbrach der König mit trübem Lächeln den Erzähler, dessen ganze leidenschaftliche Heftigkeit sich in dem Berichte früherer Erlebnisse darthat.

Dieser, zu sehr vertieft in die blutigen Schmerzen der Rückerinnerung, beachtete die Worte des Königs nicht, und fuhr fort: „Entschlossen, dieses Land zu verlassen, wo das Verderben die Meinen in die Erde hinab

gezogen, ging ich eines Abends rathlos umher. Der spätherbstliche Wind wehte feucht und kalt über die Gefilde, geschwängert von dem Modergeruch unbegrabener Leichen. Der Knabe, den ich an meiner Hand führte, hatte wunde Füße, und es fror ihn sehr. Ich nahm ihn deßhalb auf meine Arme, hüllte ihn in meinen Mantel, und blickte traurig und hülfeflehend zu dem tiefblauen Himmel hinauf. Da sprengte hoch zu Roß ein stolzer Mann heran, angethan mit einem prachtvollen Gewande. Sein höhnender Blick, den er auf mein Elend warf, blies eine höllische Wuth in meinem Innern an. Es war ein Mensch, der mich in der Heimath einst schimpflich beleidigt hatte, und den seit dieser Zeit mein tödtlicher Haß verfolgte. Er war allein. Er hatte Alles, was mir mangelte: Eine gute Rüstung — einen dichten warmen Mantel — blanke Waffen und ein flinkes Roß. Ueberdieß hing noch an seinem Hüftgürtel prunkend ein voller Beutel. Ohne zu wissen, wie es eigentlich kam, zog ich mein Schwert, und der auf dem Rosse, meine feindliche Absicht erkennend, that ein Gleiches und sprang aus dem Sattel.

Ohne ein Wort zu sprechen, ließ ich jetzt den Knaben auf die Erde gleiten, und alsogleich fiel mich auch mein Gegner an. Der Kampf war kurz, denn obgleich die Wuth meine Kraft erhöhte, so siegte doch mein Gegner über mich, der weniger gelitten und seine Stärke ungeschwächt beisammen hatte. Ich stürzte von ihm zu Boden geschleudert. Er warf sich über mich und wollte mir mit dem schweren Messer, das ihm am Hüftgürtel

hing, den Garaus machen. Da umklammerte mein Knabe, für mein Leben fürchtend, seine Kniee, erhob die gefalteten Hände und bat ihn, er möge mich schonen.

Von dem Flehen des Kindes ergriffen, zauderte er, mir den Todesstreich zu geben, und diesen Augenblick benützend, stieß ich ihm den Dolch unter der vom Panzer entblößten Achsel in die Brust. Der Stahl muß das Herz getroffen haben, denn mein Gegner sank laut- und leblos über mich. Rasch nahm ich ihm nun den Panzer, die Waffen, und all' das ab, was mir tauglich schien, schwang mich auf sein lediges Roß und sprengte, den Knaben vor mich auf den Sattel nehmend, davon."

Dem König entfuhr jetzt ein schwerer Seufzer. Auch der Erzähler schaute einige Augenblicke starr vor sich hin, dann fuhr er nach einem tief geholten Athemzuge fort: „Blutig ging an diesem verhängnißvollen Abende die Sonne unter, und ich weiß nicht, weßhalb damals diese Röthe einen so eigenen, tiefen Eindruck auf mich hervorbrachte. Auch schauderte mein Knabe, obgleich ich ihn jetzt, in den Mantel gewickelt, warm im Arme hielt, von Zeit zu Zeit wie unter Fieberfrost zusammen. In ruckweisen Stößen brach endlich die Nacht herein, und kaum mehr eine Stunde von unserm Feldlager entfernt, überkam auch mich plötzlich eine namenlose Angst. Ich glaubte in der Luft ein Getön und Gebrülle verworrener Stimmen zu vernehmen. Ich lauschte, gewann aber die Ueberzeugung, daß es nichts sei, als der Wind, der mit hohlem Sausen über die

Steppe zog, und durch den nahen Wald rauschte. Endlich aber vernahm ich deutlich den Hufschlag von Pferden. In der Angst, daß mir auch noch das letzte Pfand, mein Knabe, geraubt werden könnte, drückte ich dem Pferde die Sporen in die Weichen; doch es bäumte sich und wollte dem Zügel nicht gehorchen. Da schnaubte und keuchte es daher durch das Dunkel; wildes Allahgeschrei zerriß die Luft, und von einem Pfeil getroffen, brach das erst kurz erbeutete Thier unter mir zusammen. Mir selbst fuhr eine Klinge scharf und heiß über den Scheitel, und nur so lange währte meine Besinnung, um noch eben zu sehen, wie die Ungläubigen das Kind von mir rissen, das nach mir die Hände ausstreckte und mich zu Hülfe rief.

Als ich erwachte, war es tiefe Nacht; der Frost schüttelte mein Gebein, ich empfand einen versengenden Durst und die Wunde am Kopf brannte mich wie glühende Kohlen. Mein Kind war fort, und in das augenlose Dunkel hinein rief ich verzweiflungsvoll seinen Namen. Von dieser Stunde an war es mit mir aus; aus mit meinem Glauben, aus mit meinem Vertrauen zu Gott!

Wie ein treuer Hund, der seinen Herrn verloren, durchsuchte ich wochen- und mondenlang die Umgegend, rang mit dem Hunger, dem Durst und mit hundert entsetzlichen Gefahren. Doch vergebens — vergebens Alles! — mein Kind fand ich nicht wieder! Siegreich erhoben sich die Waffen der Ungläubigen über das Kreuzheer. Wir mußten weichen, — flüchten! Die Bekenner

des Korans trieben uns hinaus — hinaus aus dem heiligen Land — uns — die Christen! Da sank wohl Manchem der Glaube wie mir, und um meine Qual zu vermehren, sah ich auch überall den erschlagenen Todfeind. Bei Tag und bei Nacht, immer erblickt ich ihn — überall war er! Zerfallen mit der Welt, zerfallen mit meinem Gott, den Leib mit Wunden und Siechthum bedeckt, sah ich endlich die Heimath wieder. Man wich mir aus wie einem schäbigen Hund — mir, der ich so namenlos geduldet — so entsetzlich gelitten!"

Jetzt verhüllte der Kriegsmann mit den bebenden Händen sein Antlitz, und als er nach einer Weile das Auge wieder auf das himmlisch schöne Antlitz des Königs heftete, erzählte er ihm unter Thränen der tiefsten Rührung auch den gehabten Traum. Er erklärte, wie er sich von dem leidenden Wesen Jesus des Gekreuzigten angezogen fühlte, und wie ihn doch stets wieder ein ihm unerklärliches Gefühl von den Orten, wo der Heiland litt und blutete, hinweg trieb.

„Das ist ein ernster — schöner Traum!" sprach da der König tief erschüttert, „und deutlich geht aus demselben hervor, daß ein Gott über der Erde sei. Aus Deiner Erzählung, Freund, aber entnehme ich, daß Du all' das, was Dich getroffen, hinlänglich verdientest; denn wenn Du glaubst, es sei ein Verdienst, sich das Kreuz auf die Brust brennen zu lassen, während man den reinen Glauben nicht im Herzen trägt, da irrst Du sehr. Auch war Dein Gebet, wie Du mir erzähltest, stets mehr eine Gotteslästerung als

ein kindlich frommes Flehen zu Gott, dem Allbarmherzigen, und als der häßlichste Fleck lastet der Mord des Feindes, der gerührt durch Deines Kindes Flehen, Dich schonen wollte, auf Deiner sündenbeschwerten Seele. Von da an fehlte Deinem Gebet, und wäre es auch ein aufrichtiges gewesen, die Weihe, die Gnade; denn bevor der Sünder seinen Gemüthszustand nicht gereinigt, nicht ein aufrichtiges Bekenntniß vor dem Priester abgelegt, und Buße gethan, äußert der heilige Geist seine Gnade nicht auf ihn, und Gott hört ihn nicht. Sündliche Verblendung umnebelt seine Sinne, und an heiligen Orten ergreift ihn Angst und Scheu, wie es Dir in Deinem Traume ergangen. Und nun auch ein Wort über das Scheitern der Anstrengung des Kriegsheeres im Orient. Sei aufrichtig Freund, und gib mir redliche Antwort."

Der Krieger nickte mit dem Haupte und der König fragte: „Als Du den Entschluß faßtest, nach Palästina zu ziehen, verbandest Du da nicht manchen habsüchtigen Erdenwunsch bei diesem Unternehmen? Rede klar und wahr; heftetest Du das Kreuz rein Gott zu Lieb auf Deinen Mantel? Hofftest Du nicht vielmehr reiche Beute zu machen? Lockte Dich nicht die Neugierde, die Habsucht und Kampfeslust in jenes ferne Wunderland?"

Der Krieger wurde betreten, verlegene Bestürzung zeigte sein Antlitz, und ob er auch schwieg, der König, der in seiner Seele las — wußte genug.

„Nun sieh mein Freund," nahm der König wieder das Wort, „so wie Du, verbanden die Meisten

mit diesem Kreuzeszuge eitle irdische Wünsche. Einige gingen aus Furcht, für feigherzig gehalten zu werden, Andere aus Hang zum Wunderbaren und zur Prahlerei, Viele, um sich der Verfolgung der Gläubigen zu entziehen, und noch Mehrere, um sich unter dem Mantel der Frömmigkeit ungehindert jeder Ausschweifung und Zügellosigkeit zu überlassen. Der Hauptbeweggrund der Meisten aber, war die Hoffnung, ihr Schicksal zu verbessern, und sich mit dem Gute der Reisegefährten und Freunde zu bereichern. Auch gesellte sich unter diesem unübersehbaren Heere bald die Schwelgerei zur Gottseligkeit, die ehrwürdigsten Aemter zu den niedrigsten Handthierungen und der lauterste Adel zum liederlichsten Gesindel. Man kehrte sich nicht mehr an das Verbot, ohne Erlaubniß der Obern den Zug mitzumachen. Mußte sich da nicht die Gnade des Herrn allmählig von denen abwenden, die beim Kampfe riefen: Gott mit uns! und nach jedem Siege sich dem Fraß, der Völlerei und feilen Lüsten hingaben, und den Herrn vergaßen? — Schade für die, die, von der reinen Glut der Andacht durchdrungen, sich mit dem Schwerte umgürteten! Schade für ihren reinen Eifer! schade für ihre frommen Naturen, die der allgemeinen Schuld halber, als Sühnopfer, gleich dem Heiland, schuldlos leiden und bluten mußten."

„O königlicher Herr!" rief da der Kranke, von den tief ergreifenden, wahren Worten Ludwigs durchdrungen, „o wie öffnet Ihr mir das verblendete Auge!"

„Ist es wirklich geöffnet,“ sprach der König in ernster Feier, „so blicke hinauf zum Himmel, blicke hinauf zu Gott, der über der Erde wacht und waltet! Es ist eine Schmach, wenn ein Mensch in Finsterniß brach liegt, während jeder Baum, die Saaten, die Büsche, ihre Zweige, Knospen und Keime dem Lichte zuwenden, während jede Blume den Kelch und die Blätterkrone zu der Sonne erhebt, und selbst die in den Keller geworfene Kartoffel ihr Geschoß zum Kellerloche herauf rankt, um noch einmal die liebe Sonne zu begrüßen und am Lichte zu blühen!“

Der Kriegsmann weinte laut. Geschmolzen war die harte Rinde der Sünden, die sein Herz so lange umschlossen, und unter bebender Reue und Angst rief er: „O königlicher Herr! darf ich zum Lichte — hinauf zum Himmel — hinauf zu Gott blicken? ich — der ich ihn so schwer beleidigt? Was gibt mir Hoffnung, daß mir meine Sünden vergeben werden? O, Jesus — was gibt mir Trost?“

„Der Name Dessen!“ rief der König mit verklärtem Antlitz, „dessen heiligen Namen Du eben genannt; Der, dessen Leiden Du im Traume gesehen, — Jesus Christus, der für uns ist gekreuzigt worden!“

Hinstürzte jetzt der Krieger zu den Füßen des frommen Königs, umklammerte seine Kniee, und sprach: „Ihr seid mehr als ein König, — Ihr seid ein Heiliger — ein Engel! Schicket mir einen Priester, schicket mir die, welche ich in meinem verstockten, sündlichen Zu-

stande von mir gewiesen. „Es drängt mich, ihnen und Gott Abbitte zu thun.“

Der König versprach es und ging, nachdem er noch manches Wort des Trostes an den Reumüthigen gerichtet. Er ging, im Gemüthe so selig, und mehr erfreut, als über eine gewonnene Schlacht.

Kommenden Morgens legte der Reuige das Bekenntniß seiner Sünden in Zerknirschung vor dem Priester ab, und als man ihm darauf die heilige Hostie reichte, zitterte er vor Begierde, wie einer, der eben verschmachten will, und dem, als der Durst am dringendsten ist, eine erbarmende Hand eine Schale voll kühlenden Wassers reicht.

Von diesem Augenblicke an war in dem Gemüthswesen dieses Menschen eine erstaunenswürdige Veränderung vorgegangen. Er, der sonst fluchte und tobte, und ob seiner Leiden sich wie ein Verzweifelnder geberdete, war jetzt so geduldig und ruhig geworden, daß Alle, die ihn nun sahen und zuvor gesehen hatten, darüber erstaunten.

Gottergeben lag er auf seinem Schmerzensbette, und ungemein leicht kam ihm jetzt das Leibesweh und auch das Sterben vor. Lächelnd blickte er auf seinen abgezehrten welken Leib, und es freute ihn, daß der Herr so gnädig sei, ihn noch hier durch die Qualen des Körpers, der so viel Böses gethan, die Schuld nach Gebühr büssen zu lassen.

Die Gnade aber, die der allbarmherzige Gott in seine Seele fließen ließ, äußerte jetzt auch eine erkräf-

tigende Wirkung auf seinen siechen Leib. Er genas, und die Kraft und die Frische des Blutes kehrte ihm wieder. Wie neugeboren fühlte sich der Bekehrte. Lieblich, und zur Anbetung stimmend erschien ihm jetzt wieder, wie in den Tagen argloser Kindheit, die Welt. Ihre Gebrechen und Mängel nahm er nicht mehr wahr, denn die Gnade des Herrn hatte den bekehrten Sünder über dieselben erhoben. Er hatte seinen Gott wieder, und das war ihm genug zum Leben — genug zum Sterben!

Siebentes Kapitel.

Edelmüthige Beherrschung.

Am 27. Mai des Jahres 1234 vermählte sich Ludwig mit Margaretha, der ältesten Tochter des Grafen von Provence.

Es war diese hohe Jungfrau durch Wohlgestalt des Leibes wie durch ihre strahlenden Tugenden, und durch die Vorzüge ihres tief gebildeten erleuchteten Geistes, vor den Fürstentöchtern der damaligen Zeit, ausgezeichnet.

Ueber diese glückliche Wahl, war sowohl Blanka, Ludwigs Mutter, wie auch das ganze Volk ungemein erfreut. Mit der festen Ueberzeugung, ihr Sohn werde seinen Landeskindern ein guter König sein, legte jetzt Blanka die Reichsverwesung nieder, behielt aber immer ein sehr großes Ansehen bei dem Volke, und auch ihr Sohn unternahm keinen wichtigen Entschluß, ohne ihren weisen Rath gehört zu haben.

Ludwigs Aufmerksamkeit umfaßte jetzt alle Zweige der Staatsgewalt. Sein Eifer, *Jedermann Recht widerfahren zu lassen*, und die alten Gesetze aufrecht zu erhalten, oder neue zu geben, war ein unermüdeter. Bevor er jedoch zu der Verbesserung irgend

eines Landesübelstandes schritt, hörte er die Meinung der Hohen und Niedern; denn jedem Stande gab er seine Geltung, jedem die Ehre, die ihm gebührt, und seine Unterthanen, die wohl wußten, daß sie ihr König höre, stiegen auch mit muthigen Herzen zu seinem Throne hinan, und brachten in ehrfurchtsvoller Sprache ihre Wünsche und Bitten vor. Eisern und unbeugsam wurde Ludwigs Wille nur dann, wenn er überzeugt war, daß das, was er beschlossen, landeswohlthätig und eine gute Sache sei, dann nur war er beharrlich, und jede Einrede zerstiebte vor seinem Throne wie Rauch in Wind. Hatte er aber diese Ueberzeugung noch nicht so recht gewonnen, oder belehrte ihn ein Anderer eines Bessern, so nahm er gerne seinen Entschluß zurück; denn die Worte: Auch ein König kann fehlen — schwebten dem billigen Monarchen, stets vor dem erleuchteten Geiste, wie er auch wußte, daß ein starrer, unbeugsamer Charakter die Liebe des Volkes von dem Fürsten entferne, und die Gemüther furchtsam mache und einschüchtere.

Gleich nach der Trauung unternahm er eine Reise durch sein Land, und die Begleiter, die er wählte, waren allerdings geeignet, einen jungen König auf Manches aufmerksam zu machen, was einer Verbesserung bedurfte; denn die Reise, die Ludwig antrat, sollte sowohl für ihn wie für seine Unterthanen von Nutzen sein. Für ihn, um auch jene Männer persönlich kennen zu lernen, die in seinem Lande die obere Rechtsgewalt vertraten, und für das Volk, damit es Be-

schwerde bei dem König selbst führen könne, wenn anders ein rechtlicher Grund hiezu Anlaß gab.

Unter Ludwigs Begleitern fehlte auch der Lehrer seiner Jugendzeit, der geistliche Rath, nicht, und obwohl er längst seiner Schule entwachsen war, so fühlte er doch eine reine kindliche Neigung zu dem, der vereint mit seiner erlauchten Mutter den Funken der Religion in seiner Brust angeblasen, stets genährt und nicht geruht hatte, bis er als eine reine heilige Flamme in seinem Herzen aufloderte.

Einen bedeutenden Einfluß auf des Königs Gemüth übte der ernste, fromme Geistliche, dem Ludwig die Verwaltung der Armensache übergab, weil er wohl wußte, daß sie von diesem Manne am würdigsten und gewissenhaftesten vertreten werde. In dringenden Fällen, wo auf Verzögerung der Hülfe Gefahr stand, durfte der Geistliche nach Ermessen aus der Kabinetskasse Spenden vertheilen, ohne erst den König fragen zu müssen.

Dieser vortreffliche Priester, ein wahrer Vater der Armen, war jedoch im Austheilen der Gaben sehr vorsichtig, denn dem Gedanken, daß die Hülfsquellen oft durch an Unwürdige abgegebene Unterstützungen für die Würdigen erschöpft und geschmälert werden, schenkte er eine gar ernste Beachtung. Sein tiefer, das Gemüth der Menschen durchforschender Blick scheuchte den heuchelnden, abenteuerlichen Supplikanten hinweg, während sein Antlitz, welches das Gepräge eines edeln Menschenfreundes trug, die Armen ermuthigte, ihre

Gesuche in der Sprache ihres Herzens ohne Furcht und Zaudern vorzubringen.

Auch dieser Geistliche war, wie schon erwähnt unter Ludwigs Reisegefährten, sämmtlich vortreffliche Männer, voll Verdienst und voll lautern Charakters.

Während nun der König mit diesen die Gerichtshöfe, die öffentlichen Anstalten, die Kasernen, die Zeughäuser und Anderes besuchte, wanderte des Königs geistlicher Rath von Pfarrei zu Pfarrei, ließ sich die Liste der Hausarmen von den Seelsorgern vorlegen, und nahm, so viel es ihm die Zeit erlaubte, auch wohl hier und dort selbst Einsicht von dem menschlichen Elend, dem er nach den Kräften jener Summe Abhilfe that, die während dieser Reise zur Vertheilung von Unterstützungen festgesetzt war.

Auch die Getraidespeicher vergaß der Geistliche nicht zu besuchen, denn wenn in den Jahren der Theuerung dem Armen das Brod mangelt, der oft allein auf diese Nahrung angewiesen ist, dann bricht das Elend und der Jammer in das Land herein, und es gewährt einen recht trüben Blick, wenn man die Rinder bei vollen Raufen in warmen Ställen wiederkäuen sieht, während der Arme in den Jahren der Theuerung vor Kälte zittert, und vor Hunger und Magenübel unter Thränen gähnt, und mit dumpfem Schmerze das geborgene, wohlversorgte Vieh in den Ställen beneidet.

Viel Segenreiches wurde auf dieser Reise gestiftet, mancher Heuchler entlarvt, und Mancher, den verläum-

derische Zeugen um Würde und Ehre gebracht, wieder in sein gutes Recht eingesetzt. Eine beträchtliche Anzahl von Armen hatte eine namhafte Unterstützung erhalten, so zwar, daß die zu diesem Zwecke bestimmte Kasse schon fast völlig vergriffen war, ehe sich die Reise völlig zu Ende neigte.

Das betrübte den geistlichen Rath nun recht sehr; in Anbetracht jener Summe aber, die der König so edel in seine Hand gelegt, wagte er es nicht, um einen Zuschuß zu bitten. Die Unterstützungen fielen nun natürlich geringer aus und mancher Bittsteller mußte abgewiesen und auf spätere Zeit vertröstet werden, was dem edeln Verwalter des allgemeinen Armenwesens ungemein wehe that. Um in einer Angelegenheit mit dem Könige zu reden, trat der Geistliche eines Morgens bei demselben ein.

Ludwig gewahrte es nicht. Er stand vor einem großen, auf einer Staffelei aufgestellten Bilde, das in meisterhafter Farbenschöpfung Christus, den Herrn, vorstellte, der am Vorabende seiner Leiden noch ein Mal in dem Kreise seiner Jünger saß und das heilige Abendmahl einsetzte.

In dem Kopfe des Christus war so viel erhabene, überirdische Würde, so viel überschwengliche Liebe ausgedrückt, daß man gar leicht versucht werden konnte, hin auf die Kniee zu sinken und diesen Christus anzubeten, der, je länger man ihn anschaute, nicht wie gemalt, sondern wie verkörpert, wie geistig verklärt erschien. Johannes, der Schooßjünger Jesu, zeigte gleich-

falls von einer künstlerischen Vollkommenheit, denn das Liebliche, Rührende und so ganz in Andacht und Liebe zu dem Meister Hingefloßene drückte sich auf eine unaussprechlich zarte Weise in seinem schönen Engelsantlitze aus. Voll Ernst und Würde waren auch die Köpfe der übrigen Jünger, und in dem Gesichte des Judas malte sich ganz das Wilde mit Gott und mit sich selbst Zerfallene ab. Der Faltenwurf der Gewänder war so täuschend, daß man versucht werden konnte sie anzufassen, und hinten, wo sich durch einen weiten hohen Fensterbogen die Landschaft in prachtvoller Perspektive zeigte, war Alles so duftig und luftig wie in der Natur, wie in der Luft selbst.

Daß nun Ludwigs frommer, gottseliger Geist von diesem meisterhaften evangelischen Bilde ungemein angezogen wurde, darüber wird sich wohl Niemand wundern. Mit heiliger Ehrfurcht tauchten sich seine Blicke immer tiefer und tiefer in dasselbe. Jede Minute zeigte ihm Neues, noch nicht gewahrtes Schönes, und als er jetzt die Gegenwart des geistlichen Rathes bemerkte, der schon geraume Zeit, hinter dem König stehend, staunend das Gemälde betrachtet hatte, ergriff er in edler Aufregung die Hand desselben, und rief: „Schauet! welch' göttliches Bild! Schaut' es an das Antlitz des Herrn, auf dem die Ahnung des bevorstehenden Leidens so zart, so innig ausgedrückt ist! Betrachtet dieses nach Oben erhobene Auge — welch' ein heiliger Glanz welch' eine rührende Bitte spricht sich in demselben aus!

Wahrhaftig, ich erblicke hier das Ideal meiner Träume — den Herrn, wie Er in meiner Vorstellung bis jetzt gelebt, und ich danke Gott, der den Künstler mit dieser heiligen Schöpfung zu mir führte. Von diesem Bilde soll mich wahrlich nichts mehr trennen."

„Ihr habt es sonach schon angekauft?" fragte der Priester, von dem Bilde, zu dem er sich gleichfalls ungemein hingezogen fühlte, kein Auge verwendend.

„Nein, noch nicht," entgegnete der König, „aber ehe eine Stunde vergeht, wird es mein sein dieses göttliche — dies liebe Bild!"

„Der Preis hiefür?"

„Sechzehn tausend Goldgulden," sprach der König, immer entzückt vor dem Bilde stehend.

„Das ist viel! Das ist sehr viel! Damit —"

„Wie — so viel?" unterbrach der König erstaunt den Geistlichen. „Kann so etwas denn bezahlt werden?" fuhr er in frommer Schwärmerei fort. „Wer ist im Stande ein solches Werk der Gnade zu bezahlen, die sichtlich auf den Künstler niederschwebte, als er hier — dabei zeigte er auf das Oelgemälde — den Pinsel geführt. Das ist nicht allein Kunst, das ist etwas Höheres! Hier führte eine betende, zum Herrn sich aufschwingende Seele — oder ein Engel dem Meister die Hand."

„Mein königlicher Herr," sprach da der Geistliche, „ich meinte nicht, daß der Preis für dieses Kunstwerk zu hoch angesetzt sei, und wenn ich vorhin sagte — das ist viel, sehr viel — so geschah es nur in Anbe-

tracht, wie viel Heil und Segen sich mit dieser Summe spenden ließe, wie viele Blößen bedeckt, wie viele Thränen getrocknet, und wie viele Hungrige gespeist werden könnten."

Ludwigs eben noch von seliger Freude strahlendes Gesicht wurde bei diesen Worten umwölkt und ein leises Erschrecken malte sich in seinen plötzlich so ernsten Zügen ab. Der edle Geistliche sah ihn ergriffen, faßte sich ein Herz und sprach: „Es thut mir bei Gott wehe, Eure Freude, mein König, zu stören; doch das Amt, das Eure Gnade mir gegeben, erheischt es, daß ich rede. Was Ihr zur Vertheilung der Armen in meine Hand gelegt, ist fast erschöpft, und gerade jetzt haben wir noch vor unserer Heimkehr einen Landesstrich zu passiren, wo die Leute sehr — sehr drückend arm sind! So schwer es mich auch ankam, viele würdige Arme jetzt schon abspeisen und auf spätere Zeit vertrösten zu müssen, so würde ich es doch nicht gewagt haben, an Euch eine Bitte um Zuschuß zu stellen, denn was Ihr gegeben, war eine reichliche, eine königliche Spende; auch weiß ich, daß ein Fürst, wenn er allen an ihn gestellten Anforderungen entsprechen wollte, selbst bald zum Bettelstabe greifen müßte. Nun sehe ich Euch aber geneigt, sechzehn tausend Goldgulden für ein Bild hinzugeben — eine Summe, womit die Sorge von tausend armen Familien genommen, und ihre Thränen getrocknet werden könnten. O königlicher Herr! Denket Euch, tausend Familienväter, die mit Weib und Kind hin auf die Kniee stürzen, und Gott und

Euch, dem Retter aus Hungersnoth und Elend, mit Freudenthränen im Auge danken. O Herr, denket Euch, so viel vereinigtes Gebet — vereinigt für eines Königs Wohl!"

Ludwig war erschüttert. Er wendete sich mit einer schmerzlichen Bewegung, wie man sich von einem geliebten Freunde trennt, von dem Bilde ab, und der Priester ergriff mit Innigkeit seine Hand. „Nicht von dem Bilde hinweg," rief er, „sondern hin auf dasselbe blicket! Schauet es an — recht lange an, das Gesicht des Herrn, und die Trennung von dem Bilde wird Euch leicht! Spricht sich nicht gerade in dem geistigen Blicke dieses Christuskopfes das höchste Vertrauen zu Gott, Liebe und Entsagung aus? — Hätte er an jenem Abende, an welchem die ahnenden Schauer des nahen Martertodes über ihn hinschwebten, gewollt, so wäre er mit Glanz und Herrlichkeit zum Himmel aufgestiegen, von dem er kam, und hätte ihn mitgenommen seinen Liebling Johannes, und seine Jünger, für die er eine so tiefe heilige Neigung empfand. Er aber that es nicht. Er wollte helfen; helfen dem in Nacht und Sünde begrabenen Menschengeschlechte; deßhalb trennte Er sich von den Jüngern, und von der Macht, welche die zerschellt haben würde, die ihn bald darauf als einen gebundenen, mißhandelten und aufgegebenen Mann zu Golgathas Kreuzhöhen hinan schleppten. Er trennte sich von all' dem aus Liebe für die leidende Menschheit! Dieser erhabene göttliche Entschluß spricht sich mit ungemeiner Zartheit hier auf dem Christus-

kopfe aus, aus in dem Blicke und in der ganzen Haltung desselben, und ich meine, im Anschauen dessen, sollte meinem königlichen Herrn aus Liebe zu den leidenden Armen die Trennung leicht und freudig von diesem Bilde werden, da er überdieß das schönste Antlitz desselben, das des Heilandes, schon als Ideal in der Seele trägt. Euer geistiger Blick wird es überall schauen, und wenn Euch einst der Tod das Auge der Seele öffnet, so sehet Ihr es jenseits strahlender und schöner wieder. Dieses Anschauen habt Ihr dann erkauft durch gute Werke, auch wird jenes Antlitz dann nicht verwehen, wie dieses mit der Zeit auf der Leinwand hier."

Der König konnte vor tiefer heiliger Rührung kein Wort hervor bringen, und als sich jetzt der Geistliche auf ein Knie nieder ließ und als Verwalter der Armensache um einen Zuschuß für die Unterstützungskasse bat, hob ihn der jugendliche König, Freudenthränen weinend, vom Boden auf, zog ihn an seine Brust, und zwischen den Beiden wurden nur die Worte: „Mein guter, frommer Vater! Mein edler königlicher Sohn!" gewechselt.

Einen heitern Blick warf dann der König auf das Bild, schrieb einige Worte auf ein Pergament, und gab es dem, den er Vater genannt.

Mit einem „Gott vergelte es," entfernte sich dieser, und ehe eine Stunde verging, wurde ihm zur Unterstützung der Armen aus der königlichen Kasse die für das Bild bestimmte Summe ausbezahlt.

Ludwig machte dem Meister, dessen kunstgeübter Pinsel so viele heilige Poesie auf die Leinwand gehaucht, ein ehrenvolles, angemessenes Geschenk, und sein vor Freude laut pochendes Herz sagte dem edlen Monarchen, daß er sich in dem Bewußtsein der edeln Handlung viel glücklicher fühle, als im Besitze dieses so schönen Kunstwerkes.

Achtes Kapitel.

Der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht.

Segenbringend wie die ganze Reise, war auch der Schluß derselben. Besonders die Bildungsanstalten der Jugend waren es, auf die der König seine volle Aufmerksamkeit richtete, und von seinem geistlichen Rathe aufmerksam gemacht, musterte er auch in eigener Person die Kornspeicher, um zu sehen, ob in den Fruchtkästen das wirklich vorräthig sei, was man ihm in den Pergamentbüchern verzeichnet vorlegte.

Es war eines Morgens früh, als die königlichen Wagen ein Städtchen passirten. Der König, in die Polster zurück gelehnt, hörte eine flehende Stimme, warf einen Blick aus dem Wagen, und sah einen Mann in schlechter, theilweise zerfetzter Kleidung. Schüchtern hielt dieser den Hut in den zitternden Händen. Er war so bestürzt, daß er kein Wort hervor bringen konnte; sein thränenumschleiertes Auge aber flehte in beredter Sprache um Hilfe.

Unferne von dem Manne saßen ein Paar Kinder auf einem Bündel Holz, den sich der Vater aus dem nahen Walde geholt. Die kleinen Wesen sahen entsetz-

lich bleich und leidend aus, und als jetzt ihr Vater vor dem aus dem Wagen steigenden König auf die Kniee sank, thaten sie ein Gleiches.

„Was fehlt Euch Freund?" fragte der König liebreich wie immer; „was verlangt Ihr von mir?"

„Gnade und Gerechtigkeit," stotterte der Mann, der sich auf einen Wink des Königs zögernd erhoben hatte.

„Dazu hat jeder meiner Unterthanen ein gegründetes Recht," sprach der König in ermuthigendem Tone. „Erkläret Euch."

„Ach mein Herr und König, hab't Geduld mit mir; ich bin noch nie vor einem König gestanden, und weiß nicht, wie ich die Worte zu setzen habe."

„Wie sie Euch das Herz und das Gemüth eingibt," sagte der König lächelnd. „Redet die offene Sprache der Wahrheit, und gebt die Worte, wie sie Euch in den Mund kommen. Denket dabei, Ihr redet mit einem Freunde, mit einem Verwandten, mit einem Vater."

Da wurde es dem Manne plötzlich im Gemüthe leicht, und er erzählte, wie er sich schon seit Jahren um ein Erbe streite, das einer seiner nächsten Verwandten hinterlassen. „Ist es auch nicht gerade eine große Summe," sagte er, „so wäre es doch für mich genug, um mein herunter gekommenes Hauswesen wieder aufzurichten, und durch Fleiß und Sparsamkeit so den Mangel vor die Thüre zu bannen."

„Ja, mein lieber Mann, es werden Euch wahrscheinlich die Beweismittel fehlen, um darzuthun, daß Euch die Erbschaft mit Recht gebühre?"

„Ei, nichts destoweniger,“ entgegnete der Mann, als Ludwig theilnehmend diese Frage an ihn gerichtet. „Es liegt Alles haarklar dargethan bei dem Gerichte; weil aber noch einer der Erben an hundert Meilen von hier entfernt ist, so geht das Schreiben immer hin und her. Dieser Erbe ist ein reicher Mann und pressirt eben nicht mit dem schmalen Geldantheile, der ihm zugefallen, und unser Herr Richter ist die Commodität selbst. Er läßt die pressantesten Sachen oft Monate lang liegen, ohne nur einen Federstrich zu thun, denn was kümmert's ihn, ob Andere darben; sitzt doch er im Geborgenen.“

„Ei, ei! mein lieber Mann,“ sprach der König kopfschüttelnd, „Ihr berichtet hier Dinge, die mir recht unangenehm und schmerzlich zu hören sind, und ich ermahne Euch ernstlich, bevor ich zur Untersuchung dieser Sache schreite, die offenbar zu Euerm oder zu des Richters Nachtheil ausfallen muß, keine Unwahrheit zu sagen.“

Da legte der Mann gelobend die Hand auf die Brust und meinte, die Gnade des Himmels möge sich von ihm wenden, wenn er sich erkühnte, seinem Herrn und König ins Gesicht zu lügen.

Nun ließ sich Ludwig die Behausung dessen genau bezeichnen, der ihn um Gnade und Gerechtigkeit angefleht; dabei schärfte er ihm ernstlich ein, Niemanden selbst seinem vertrautesten Freunde, ein Wort zu sagen, daß er mit dem Könige geredet; wenn der Tag sich geneigt, wollte sich Ludwig in dem Häuschen des Bitte-

stellers einfinden und das Uebrige, meinte der edle König, werde sich dann schon finden.

Ob so vieler Gnade erstaunt, wollte der arme Mann wiederholt auf die Kniee sinken. Ludwig aber hinderte ihn mit den Worten daran: „Ich mag es nicht leiden, wenn Menschen vor Menschen knieen. Knieet vor Gott und vergeßt im Glück und Unglück nicht, daß Ihm allein die höchste Ehre, die höchste Liebe gebührt." Dabei schenkte er jedem der Kinder einen Goldgulden, streichelte ihnen die bleichen Wangen, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Wie träumend schaute der arme Mann der Staubwolke nach, die hinter dem königlichen Wagen aufwirbelte, und als sie endlich hinter dem Saume des Waldes seinen Blicken entschwanden, sank er neben dem Holzbündel auf die Kniee nieder, faßte seine Kinder warm in die Arme und faltete ihnen die Hände. Sein Gebet war kurz, aber es kam aus einem reinen Gemüthe, aus einer frommen lautern Seele, und Gott hörte es.

Als er darauf den schweren Holzbündel auf den Rücken schwang, kam er ihm so leicht vor, wie ein Federball, denn seine Brust war voll Freude, voll Hoffnung.

Zu Hause angelangt, erzählte er seinem Weibe, der treuen Gefährtin jahrelanger Leiden, das Begebniß mit dem König, worüber sie so sehr erstaunte, daß sie gar lange die Sprache nicht finden konnte. Ihr Mann kam ihr vor wie ein Irreredender; als ihr nun aber die Kinder in der Sprache der Einfalt dasselbe erzähl-

ten, und ihr dabei die funkelnden Goldstücke zeigten, so verschwanden die Zweifel und ein freudiges Erstaunen malte sich auf ihrem erglühenden Gesichte ab.

Der Gedanke, Frankreichs geliebter frommer König werde, wenn der Tag sich neige, in ihre schlechte Hütte treten, ließ dem Weibe jedoch alsogleich wieder die gewohnte emsige Thätigkeit zurückkehren. Sie eilte in das Gärtchen, pflückte Blumen, wand Kränze, und ihr Mann, der sie nach des Königs Befehl gegen Jedermann schweigen hieß, eilte in den Wald, und holte Tannenzweige und Eichenlaub herbei.

Ehe die Sonne sank, war die Stube zum Empfange des königlichen Herrn hergerichtet, die Wände ringsum vergrünt, und mit duftenden Blumenkränzen behangen.

Aermlich, aber reinlich gekleidet standen die Bewohner dieses Häuschens in der festlich geschmückten Stube, und schauten unter Herzenspochen und Ungeduld aus den kleinen Fenstern nach der Heerstraße hin. Auf und ab rollten Fuhrwerke, keines aber sah dem königlichen Gespanne ähnlich.

Von Wolken umhüllt ging die Sonne unter, die Schatten senkten sich über die Erde, und das Dunkel brach allmählig herein. Nun konnten die mit beklommener Sehnsucht am Fenster Stehenden nichts mehr erkennen, und erst als die Sterne und der Mond aufgingen, sah man die Landstrasse, die sich gleich einer Schlange hinwand, von bleichem Scheine dämmernd erhellt.

Hat wohl der König im Drang der Geschäfte nicht etwa unser vergessen? Diese Frage legte sich bang an ihre beklommenen Gemüther. Da tönte Hufschlag in der Ferne, ein dunkler Schatten jagte über die Strasse, näherte sich, wie mit dem Abendwinde um die Ecke fliegend, dem Häuschen, und als jetzt ein schlanker Reiter vor demselben hielt, und sich von dem wiehernden Rosse schwang, erkannte der Mann den König; rasch öffnete er, und führte, als ihm Ludwig zuflüsterte: „Versorge mein Pferd,“ dasselbe in die Scheune.

Der König war überrascht, als er in die geschmückte Stube trat; dieser liebliche Anblick that ihm wohler, als wenn hier der erste Kunstgärtner ein ausgezirkeltes zierliches Guirlandengewinde angebracht hätte.

Das Weib, welches dem hohen Herrn alsogleich mit den Kindern zu Füssen fallen wollte, hinderte dieser daran, und sagte ihr ungefähr dasselbe, was er ihrem Manne auf der Landstrasse gesagt. Darauf nahm er auf einem eigens für ihn hergerichteten und gleichfalls mit Eichenlaub und Blumen geschmückten Stuhle Platz, und ließ sich nun die ganze Erbschaftsangelegenheit von den Gatten erzählen, deren furchtsames scheues Wesen bald in dem Grade schwand, als sich der König frei und herzlich benahm.

„Morgen will ich selbst mit Euch zu Gerichte gehen,“ sagte Ludwig dann zu dem Manne, „und wenn sich die Sache so verhält, wie Ihr mir berichtet, so sollt Ihr Euch nicht lange mehr um Euer gutes Recht zu streiten haben.“

„O, mein König, wie gnädig seid Ihr!“ riefen da die Hocherfreuten, geriethen aber in eine entsetzliche Bestürzung, als ihnen nun der König sagte, daß er bei ihnen die Nacht hinzubringen gedenke.

Welches Nachtmahl sollten sie ihm vorsetzen — Welches Lager zur Ruhe anweisen? —

Lächelnd schaute Ludwig in die verlegenen Gesichter dieser guten Leute, hieß dann den Mann von seinem Pferde den Mantelsack losschnallen, und ihn herein in die Stube bringen.

Der Mann that es, und als er mit dem Verlangten zurückkehrte, zog der König daraus ein paar Flaschen Wein, ein Stück Wildbraten und auch Brod hervor. „Wenn der König,“ sprach er, „ein Mal bei einem seiner Landeskinder zuspricht, so ist es doch billig, daß er dasselbe speist. Macht daher keine Umstände und thut mir Bescheid.“

Da fiel nun freilich die Hälfte der Angst von den Gemüthern der Verlegenen, und der König, der auch das errieth, was noch auf ihren Herzen lastete, sagte: „Schlafen werde ich dort auf jener Bank; mein Mantel ist dicht, und ich habe schon oft, von ihm umhüllt, die Nächte hingebracht, und jedes Mal vortrefflich geschlafen. Der Sattel meines Pferdes gibt den Polster, und der Mantelsack das Kopfkissen.“

Da machten die guten Leute nun freilich mancherlei Einwendungen. Sie wollten die eigenen, schlechten doch reinlichen — Betten abtreten. Der König aber behielt seinen Entschluß bei, und sie mußten sich sonach fügen.

Wenig genoß Ludwig. Die armen Leute aber thaten, dazu aufgemuntert, weidlichen Bescheid, und ihre Kleinen aßen so gierig, daß der gute König wohl sah, Entbehrung und Hunger habe lange an ihnen gezehrt.

Gesättigt, fingen die Kleinen endlich zu gähnen an, und gewohnt, jedes Mal vor dem Schlafengehen dem guten Gott für den hingebrachten Tag zu danken, und um eine gute Nacht zu bitten, falteten sie in einer Ecke der Stube die Hände, erhoben die Blicke zu einem hier aufgehangenen Crucifix und beteten laut.

Die Eltern glaubend, der in seinem Gespräche dadurch unterbrochene König werde es übel nehmen, hießen die Kinder schweigen. Der fromme hohe Herr aber ermuthigte die Kleinen mit freundlichem Kopfnicken, fortzubeten, nahm das mit einer wehenden Feder geschmückte Barret vom Locken umwallten Scheitel, faltete selbst die Hände und betete mit den Kindern. Des Königs Antlitz erschien dabei den Gatten wie verklärt, und ihn anblickend, waren sie versucht, ihn für einen Engel zu halten, den der Herr herab gesendet, um den Bedrängten Trost und Hülfe zu spenden.

Eine Stunde darauf war's in dem Häuschen stille geworden. Die Eltern und ihre Kinder hatten sich zur Ruhe begeben, und der König lag in der festlich geschmückten Stube, gehüllt in seinen Mantel, auf der harten Bank. Die Lampe, welche man vor ihn auf den Tisch gesetzt, hatte er ausgeblasen. Wozu Licht? schien doch der Mond gar freundlich und helle. Das eintönige Gemurmel eines Baches lullte ihn ein. Den

letzten Gedanken Gott zuwendend, schloß er die Augen, und schlief bald so fest und ruhig wie in seinem königlichen Palaste.

Auf Wald und Flur lag der Nebel und die Sonne ruhte noch hinter den Bergen. Da erhob sich Ludwig, gestärkt durch einen kurzen, aber desto erkräftigerenden Schlummer. Um die noch Ruhenden nicht zu stören, verließ er leise die Hütte, wusch sich in dem frischen klaren Bache, und brachte knieend dem Herrn ein Morgengebet. Darauf erging er sich bis zum völligen Sonnenaufgang im Freien.

Einige Stunden nachher ging der König, gehüllt in seinen Mantel, mit dem Manne, dem er sein gutes Recht zu verschaffen versprochen, auf's Gericht. Alle Bediensteten waren dort bereits anwesend, der Richter selbst aber, ihr Vorstand, hatte das Bett noch nicht verlassen.

Ludwig, der sich nicht zu erkennen geben wollte, meinte, wann der Stadtrichter denn zu sprechen sei.

„Das ist heute und während der kommenden Wochen schwierig," sagte einer der Bediensteten, „denn der Herr Stadtrichter ist ein gar passionirter Jagdliebhaber, der besonders während des Herbstes keinen Tag das Jagen versäumt."

Der König schüttelte den Kopf und ging. Unten vor dem verwitterten Stadthause drückte er sich aber in eine von einer Steinsäule beschattete Ecke, und hieß seinen Begleiter an dem Thorflügel harren, bis der Richter, um sich auf die Jagd zu begeben, heraustre-

ten werde; dann sollte er ihn bescheiden, demüthig, aber dringend bitten, ihm doch zu sagen, wie weit seine Sache bereits gediehen sei, und wenn er hoffen dürfe, daß der Ausgang erfolgen werde.

Der Mann that wie man ihm geheißen, und nach Umlauf von ungefähr einer Stunde wurde in dem Hofraume des Stadthauses Hundegebell und Pferdegewieher laut.

Endlich öffneten sich die schweren Thore, und hoch zu Roß erschien der Richter, einen schönen Falken auf dem Handschuh haltend. Auf dem Rücken glänzte der Stahlbogen seiner Armbrust, und an dem Gürtel trug er an silberner Kette ein Hüfthorn von gleich edelm Metall.

Das Gesicht des Richters, eben noch in der Freude des zu erwartenden Jagdvergnügens strahlend, schaute, als er den Mann erblickte, der jetzt nach dem Willen des Königs that, ehrerbietig den Hut zog und bescheiden an ihn die Frage stellte, wie weit denn seine Angelegenheit gediehen sei, gar unwillig und zornig drein.

„Frecher Geselle! Wie kannst Du es wagen," schnaubte der vom Rosse herab, „mich auf offener Strasse zu belästigen? Stell' diese Frage auf dem Amte, dort ist der Platz!"

„Ach, gnädiger Herr, das weiß ich wohl," sprach schüchtern der Mann, „aber ich bin selten so glücklich, Euch dort zu treffen, und meine Sache dauert ja schon fast drei Jahre!"

„Tollkopf! Es gibt Streite, die zehn Mal so lange dauern," lachte der Richter. „Ueberdieß ist Euch ja die Bettelsumme gewiß. Belagert daher mit Euerm Gewinsel nicht immer die Gerichte."

„Ach, gnädiger Herr, ich würde es ja gerne unterlassen," entgegnete da der arme Mann, ermuthigt durch einen Blick, den er mit dem König wechselte, „wenn ich nur zu leben hätte, wie Ihr. So aber bin ich arm, sehr arm, und kann oft den Meinen nicht Brod genug vorsetzen."

„Faullenzer! arbeitet," polterte da der Richter, „und geht mir aus dem Wege, damit ich Euch nicht Zeit gebe, hinter Schloß und Riegel über Eure kecke Unverschämtheit nachzudenken. Marsch! Kommt meine Herren!" wendete er sich dann freundlich zu seinen Begleitern und ritt fürbaß.

Da trat der König aus dem Schatten der Steinsäule hervor und rief mit lauter Stimme, während sich die Gefühle einer gerechten Entrüstung auf seinem Antlitze abmalten: „Stadtrichter, ich dächte doch, es wäre billig, dem Manne hier zu sagen, wann er eigentlich in seiner Sache Gewißheit erhalten soll."

Der saumselige Verwalter des Rechtes, über die respektswidrige Anrede entrüstet, wendete sein Roß, galoppirte stolz zu dem König heran, den er nicht kannte, und rief: „Wer seid Ihr, nasenweiser Milchbart, daß Ihr es wagt, mir in einem Tone zu rufen, als haben wir schon zusammen einen Salzschäffel verspeist. Ich thue, was ich will! Merkt Euch das, Gelb-

schnabel, und was ich thue, ist recht und muß recht sein."

„Es ist unrecht und schlecht!" rief da Ludwig, dem der Zorn die Wangen färbte. „Bezieht Ihr deßhalb des Königs Sold, daß Ihr dem Vergnügen nachjagt, und den von der Thüre weiset, den Ihr nach Schwur und Pflicht verbunden seid, zu hören, und ihm Recht zu sprechen."

Der Stadtrichter, ein stolzer, übermüthiger Mann, wurde über diese Worte wüthend. Wie von einer Vipper gebissen, sprang er vom Rosse, näherte sich dem König auf Schrittweite, und während seine Hände seinen langen Knebelbart strichen, suchte er den dreisten Gegner mit einem flammenden Blicke zu vernichten. „Seid Ihr von guter Familie und von Stand," schrie er ihn dabei an, „und habt Ihr nicht statt dem Wappen ein leeres Feld auf dem Schilde, so müßt Ihr Euch zur Sekunde mit mir schlagen. Im andern Falle aber, lasse ich Euch bis auf die Knochen peitschen und mit Hunden von dem Stadthause weg hetzen." Als er so sprach, faßte er den König unsanft bei der Brust; der aber stieß die Hand des Frechen mit der Kraft der Jugend zurück, und als jetzt der wüthende Stadtrichter das Schwert aus der Scheide riß, rief der arme Mann, der zitternd Zeuge dieser Scene war: „Gnädiger Herr! haltet ein. Ihr werdet doch das Schwert nicht gegen Frankreichs König ziehen!"

Wie vom Blitze getroffen, starrte jetzt der Stadtrichter nach seinem Gegner hin, dem der Mantel ent-

fallen war, als er seine Hand zurückgestoßen. Nun stand Ludwig da in dem königlichen Gewande, das er sich absichtlich zu diesem Zwecke gewählt, und der Stadtrichter sank, im Gemüthe zerschmettert, auf die Kniee. Er wagte es nicht, den Blick zu der beleidigten Majestät aufzuschlagen.

Ohne den Elenden eines Wortes zu würdigen, verließ ihn der König in dieser Stellung. Ehe der Tag umfloß, ward dem Manne sein gutes Recht, den man drei Jahre lang auf eine unverantwortliche Weise hingehalten; der übermüthige Stadtrichter aber wurde zum warnenden Beispiele seines Amtes und seiner Würde entsetzt.

Darüber frohlockte die ganze Umgegend, denn dieser Mann, der das Recht so schlecht beschützt, und besonders die ärmere Klasse des Volkes so geringschätzig und fühllos behandelt hatte, war schon längst Allen ein Stein des Anstoßes gewesen. Nun lag aber seine Macht endlich doch in Trümmer, gleich einem Kruge, der oft zum Brunnen getragen einmal angestoßen wird — und bricht. Sein Maß war voll, denn es ist ein Gott über uns!

„Ludwig, unser guter König ist hier!" diese jubelnd gerufenen Worte verbreiteten sich bald durch das ganze Städtchen hin. Ehe aber die frohlockenden Einwohner zu Festlichkeiten schreiten und die Häuser zieren konnten, entging ihnen der gute Monarch auf seinem flinken Pferde.

Ludwig liebte es nicht, daß man sich seinetwegen

Ausgaben mache, und daß er denen wohl wolle, von denen er sich jetzt so rasch trennte, bewies er dadurch, daß er ihnen schon in den nächsten Tagen einen andern Stadtrichter schickte, der ein rechtlicher Vertreter des Rechtes und zugleich ein edler Menschenfreund war; ferner, daß er ihnen in Anbetracht der Bedrückungen, die sie von dem seiner Würde Entsetzten erduldet, — auf ein Jahr die Steuern und Abgaben erließ.

Neuntes Kapitel.

Die Abtei Rojaumont.

Blanka, Ludwigs erlauchte Mutter, die von dem edlen Benehmen ihres Sohnes während seiner Reise genaue Kenntniß erhalten, eilte ihm mit Margaretha, der jungen Königin, zum Empfange entgegen, als sie vernahm, daß er der Residenzstadt sich nahe.

Die Freude des Wiedersehens war herzlich, innig und warm, und die Bewohner der Königsstadt begrüßten den heimkehrenden Monarchen mit ungekünsteltem Jubel wie gute Kinder einen nach Hause kehrenden guten Vater.

Ludwig gönnte sich kaum einige Tage Erholung, denn es drängte ihn jetzt, dem Willen des verstorbenen Vaters nachzukommen. Dieser hatte nämlich in seinem Testamente verordnet, daß sein Sohn nach erlangter Majorenität den Werth seiner hinterlassenen Edelsteine zur Stiftung eines Klosters verwenden solle. Getreulich kam nun der junge König dieser testamentarischen Bestimmung nach. Durch seine Freigebigkeit erhöhte er die aus den Edelsteinen gelöste Summe noch be-

trächtlich, und ließ nun die berühmte Abtei Rojaumont erbauen.

Dieser Ort ward für ihn in der Folge eine Stätte stiller Zurückgezogenheit. Oft entfloh er dem Geräusche der Welt, hinpilgernd nach dem heiligen Frieden von Rojaumont, um dort in gottseliger Ruhe seinen Geist zu erquicken.

Beten, mit Fasten und Abtödtung vereinigt, gewährten ihm in diesen ernsten und doch zugleich so freundlichen Klostermauern die seligste Freude. Nie entzog jedoch Ludwig durch seine vielfältige Uebung der Gottseligkeit etwas den Staatsgeschäften, denn er war überzeugt, daß alle Frömmigkeit, durch welche der Pflichterfüllung Abbruch geschieht, eine falsche sei. Sehr oft ging er auch zum Tische des Herrn, um sich stets der Gnade von oben würdig zu machen.

Die christliche Tugend ist das Bemühen, alle Gebote Gottes und seiner heiligen Kirche, so wie alle Pflichten seines eigenen Standes zu erfüllen, das ist, nach der Lehre und dem Beispiele Jesu, und zwar immer und überall, aus reiner Liebe zu Gott und mit standhaftem Willen.

Diese Tugend, in der sich alle die verschiedenen Aeußerungen des guten Willens und edler Bemühungen als Zweige eines Baumes einen, lebte lebendig in Ludwigs Herz. Wohl hatte er es schon oft empfunden, daß sie schwer zu üben sei und viel Kampf koste, und es war ihm kein Geheimniß geblieben, daß viele seiner Vasallen ihn heimlich seiner Frömmigkeit wegen

verlachten und mit Spott überhäuften, obgleich sie dem tugendhaften Könige innerlich ihre Achtung nicht versagen konnten.

Der fromme Ludwig lächelte aber zu solchen Anfeindungen, denn seine Tugend gab ihm Ruhe des Herzens, machte ihn frei von Scham und Reue, von Furcht und Angst, wie von den Vorwürfen des Gewissens und von der Sclaverei der Leidenschaften.

Als Gatte und Vater konnte er als Muster für die Großen des Reiches wie für sein Volk gelten. Denn seine eheliche Treue war rein und fleckenlos wie die Sonne. Alles, was er seiner erlauchten Gemahlin nur immer aus dem Gesichte ablas, wurde erfüllt, und auch sie war stets bestrebt, in den Tagen, wo die Sorge der Regierung schwer auf seinem Herzen lastete, die finstern Wolken von der Stirne des königlichen Gemahls zu verscheuchen. So war denn das innere Familienleben der hohen Gatten ein rein bürgerliches; es war einfach und entfernt von allem Prunk und unnatürlichem affektirtem Tone. Getreulich theilten Ludwig und Margaretha Leiden und Freuden zusammen, und fühlten sich nie glücklicher, als wenn sie sich gegenseitig heiter und das Land in Frieden und Gedeihen darin sahen.

Da kam denn einmal, es war zwei Jahre nach jener Reise, während welcher der König so viel Gutes gestiftet, sein Geburtstag heran. Margaretha, die ihm, vereint mit Blanka, im Stillen eine große Freude bereitete, freute sich ungemein auf das Erscheinen dieses schönen Morgens.

Um den Tag, an welchem Ludwig nach der Bestimmung des Ewigen das Licht der Welt erblickte, würdig zu begehen, entfloh er den Freudenfesten, die bei Hof deßhalb veranstaltet wurden, den heiligen Frieden von Rojaumont dem lauten lärmenden Getriebe vorziehend.

Margaretha, die sein gottseliges Gemüth kannte, sah das im Geiste voraus und hatte auch deßhalb die Freude, die sie ihm zu machen gedacht, innerhalb den Mauern der Abtei verborgen.

Nach vollendeter Reise, hatte nämlich Blanka alsogleich den geistlichen Rath ihres königlichen Sohnes zu sich bitten lassen, und ihn über jede Einzelnheit, die während der Reise vorgefallen, ausgefragt. Des Königs Gemahlin war dabei zugegen, und so kam denn auch die Sprache auf jenes prachtvolle Bild, das heilige Abendmahl vorstellend, zu dem sich Ludwig so ungemein hingezogen fühlte, und sich dennoch aus Liebe zu den Armen auf eine so hochherzige Weise davon trennte. Mit einer warmen lebendigen Innigkeit schilderte der Geistliche jene Scene, wobei die hohen Damen tief und mächtig erschüttert wurden, und beschloßen, dem edlen König durch den Ankauf dieses Bildes eine Freude zu bereiten.

Leicht war es, den Meister auszukundschaften, der, um sein Bild an Mann zu bringen, an den Höfen herum reiste. Es wurde angekauft und nach Rojaumont gebracht. Dort ließ es Blanka und Margaretha in jenem Gemache aufhängen, das für den frommen Kö-

nig zur Anstellung seiner religiösen Uebungen stets bereit gehalten wurde. In dem daran stoßenden Saal wurden die Waisenknaben und Mädchen gebracht, für die Ludwig hier und dort Anstalten errichten ließ. Ein Meister der Tonkunst hatte ihnen eine Hymne einstudirt, die abgesungen werden sollte, sobald der König seine stille Zelle in Rojaumont betrat.

Von all dem hatte nun Ludwig keine Ahnung, und während er im Gewande eines frommen Pilgers nach Rojaumont hinwanderte, hatten rasche Pferde längst Blanka und Margaretha dorthin gebracht.

Ehrerbietig empfingen die Klostergeistlichen ihren frommen königlichen Herrn, der sich nach freundlichem Gruß allsogleich in sein dem Gebete und der Buße geweihtes Gemach zurückzog. Gesenkten Hauptes trat er ein, legte Muschelhut und Pilgerstab ab, und kniete dann vor einem großen Crucifix nieder, flehend, der Herr möge seinen Eingang in Rojaumont segnen.

Die königliche Stirne tief gebeugt, betete er hier lange, ganz in Andacht und heiliger Rührung hingeflossen, und es währte fast eine Stunde, bis er das Antlitz erhob.

Da entschlüpfte ihm ein Schrei freudiger Ueberraschung, und die Blicke auf das Bild gerichtet, das die Liebe seiner Gattin und Mutter hier aufgehangen, stand er wie träumend da, sehnsüchtig die Hände nach der Wand ausstreckend, an welcher die heilige Farbenschöpfung in gewählter Beleuchtung prangte.

„Wie, täuschet mich ein Traum oder ist es Wirk-

lichkeit!" rief der Erstaunte, hin nach der Wand eilend. Als aber jetzt seine Hände die Leinwand anfaßten, da schwand von der Wirklichkeit der Traum.

In diesem Augenblicke erwachte im anstoßenden Gemache Orgelton, der Chor der Waisenkinder fiel ein, und in reinen Silberklängen, schwebte die Hymne — ein Gesangsgebet für den guten, frommen König — von ihren Lippen.

Ludwig glaubte sich der Erde entrückt; er glaubte einen Chor den Herrn preisender Engel zu vernehmen. Da öffnete sich langsam die Flügelthüre des anstoßenden Saalgemaches. In silbergrauen Wolken schwebte der Duft des Weihrauchs herein, und der immer mehr erstaunte König sah nun die Waisenkinder, seine Mutter, und Margaretha, seine Gemahlin.

Gleich den Waisen waren auch die erlauchten Damen weiß gekleidet, und Ludwig, der nun mit einem Male begriff, wer ihm das liebe Bild, das er im Leben nie mehr zu sehen gehofft, an der Wand aufgehangen, flog in ihre ihm sich öffnenden Arme.

Schade, daß der Meister, unter dessen kunstgeübter Hand die himmlisch schöne Schöpfung des Abendmahles hervorgegangen, jetzt nicht zugegen war, denn er hätte gewiß auch hier Stoff gefunden, ein edles, vollendet schönes Bild zu entwerfen. Die Gesichter der Waisen, die jetzt, während sie mit dem Gesange fortfuhren, auf die königliche Familie gerichtet waren, erglänzten vor Rührung und Liebe. Thränen zitterten an ihren Wimpern, und das innige, tiefe Gefühl,

das sie für die empfanden, welche einander so überschwänglich selig umfangen hielten, sprach sich auf eine ungemein rührende Weise in den Gesangslauten aus. Auch der Mönch, der im Hintergrunde dieses weit gewölbten Gemaches die Orgel spielte, gab jetzt, tief in der Seele ergriffen, den Tönen und Klängen seines Instrumentes eine so erhabene Feier, daß sie sich gleich einer rührenden Bitte an Ludwigs, an Blankas und an Margarethens Herzen legten.

Als der Sturm der ersten freudigen Ueberraschung sich gelegt, und die Rührung sanft wie die verschwebenden Akkorde einer Laute durch die Gemüther zog, dankte Ludwig denen, die ihm eine so übergroße Freude bereitet, mit Worten und Blicken des innigsten, tiefsten Gefühles. Dann bestimmte er die Geschenke, die an die Waisen vertheilt werden sollten, und bat nun die Gattin und die Mutter, sie möchten ihn jetzt ungestört im Frieden seiner Zelle frommen Betrachtungen überlassen, mit dem Versprechen, in einigen Tagen wieder an den Hof und in ihren lieben Kreis zurück zu kehren.

Gerne ließen die Beiden ihn gewähren, und so sehr es sie auch gefreut hätte, gerade an diesem Tage den königlichen Herrn und Freund bei sich zu haben, so wußten sie doch, daß Gott vor Allen die höchste Ehre und Liebe gebühre, und deßhalb störten sie auch durch keine Bitte Ludwigs frommes Herz.

Frankreichs König schloß sich nun in Rojaumont in seiner Zelle ein, und erhob unter Gebet und Fasten

seinen erleuchteten lautern Sinn zu Gott dem Herrn, dessen so glückselig machende Gnade sich auch bald fühlbar und unter heiligen Schauern auf ihn herabsenkte und sein Inneres durchwehte. Hier war Ludwig nicht König, sondern rein nur ein Mensch, in Preis und Demuth hingesunken vor dem Throne Gottes.

Zehntes Kapitel.

Muth in Gefahren und Mäßigung im Siege.

In den nun folgenden Jahren wendete Ludwig, trotz der dringenden und mitunter sehr verworrenen Staatsgeschäfte, seinen Blick nach Palästina. Das blühende heilige Land war ein Schauplatz der gräßlichsten Verwüstungen geworden. Lange, blutige Kriege hatten die Christen daselbst in den traurigsten Zustand versetzt, und die Muselmänner erdrückten die bang und verlassen Aufseufzenden in harter, schmählicher Gefangenschaft.

Da faßte nun Ludwig den edeln, hochherzigen Entschluß, die unglücklichen Schlachtopfer der Tyrannei der Besieger zu entreißen. Nichts vermochten die Vorstellungen seiner so geliebten Mutter, nichts die des Volkes, und nur in so ferne gab er den Bitten nach, daß er den Kreuzzug nach dem heiligen Lande noch so lange verschieben wollte, bis er Frankreich in einen solchen Stand gesetzt, daß es seine Gegenwart entbehren konnte.

Während sich König Ludwig nun damit zu schaffen machte, wurden auf der Kirchenversammlung zu

Lyon Mönche und Weltpriester ernannt, welchen die Pflicht oblag, in allen christlichen Landen den Kreuzzug zu predigen.

Gerade in jener Zeit aber umwölkte sich Frankreichs Thron auf eine drohende Weise. Denn mehrere Fürsten, in deren Herzen schon längst giftiger Groll gekocht, empörten sich wieder gegen ihren Herrn und König. Auch fiel zu gleicher Zeit Englands König, Heinrich III. in Frankreich ein.

Vom Sonnenaufgang bis zum Dunkel erdröhnte jetzt wilder Waffenlärm. In erbittertem Kampfe kreuzten sich Schwert und Lanze und mancher Edle sank hin auf das Schlachtfeld, um sich hier nicht wieder zu erheben.

In diesen Kämpfen, wo aller Orten die Gefahren lauschten wie brüllende in Busch und Schilf versteckte Löwen, wo die Todesstreiche nieder rauschten wie Hagelschauer, und wo die Mächtigsten dem König den Gehorsam aufgekündet, da bewies Ludwig sein großes Talent als Feldherr, seinen festen unerschütterlichen Muth als Krieger und seine Mäßigung gegen die besiegten Empörer.

Mit einem kleinen Häuflein recognoscirte in jener Zeit, wo der Blutrauch der Erschlagenen über die Steppen schwebte wie ein leichter Nebel, Ludwig eine Strecke Landes. Ueber eine Stunde hinter ihm lag sein Lager. Da war es, als einer jener aufrührerischen Grafen die Gelegenheit wahrnahm, des Königs habhaft zu werden, um ihn dann zu Verträgen zu zwingen, die er

frei, und an der Spitze seines Heeres stehend, nie einräumen würde.

Ludwig, der die Haufen der Aufrührer erst jüngst auseinander gesprengt hatte, wie wenn der Sturmwind unter Spreu fährt, richtete eben den wehmüthigen Blick auf die rauchenden Trümmer eines von den Empörern niedergebrannten Dorfes. Es überkam ihn dabei eine ungemeine Rührung, denn lebhaft dachte sich sein für Anderer Leiden so tief empfängliches Gemüth die Angst derjenigen, die dort unter Schreck und Bestürzung aus den brennenden Hütten geflüchtet waren, oder wohl gar von den wilden Kriegsknechten verwundet, erschlagen, und ihrer Habe beraubt wurden.

Da näherte sich dem König, der etwas abseits von seiner Truppe hielt, ein Ritter und meldete, daß es sich drüben im Walde rege, blitze und flimmere, wie wenn viel Kriegsvolk dort verborgen sei.

Der König wendete nun das Auge von den Trümmern des rauchenden Dorfes ab, und dem Walde zu. In diesem Augenblicke wehte der Hauch der Luft, die vom Walde herzog, dumpfes Waffengeklirr herüber. Auch rasselte es wie wenn Harnische sich bewegen. Dabei schlug ein dumpfes Wiehern von Rossen an sein Ohr, und die Ueberzeugung, auf Feinde gestoßen zu sein, war eine nur zu gewisse.

Mit flammendem Auge überzählte der König sein Häuflein. Da er es aber zu schwach fand, um irgend einer nur etwas bedeutenden Macht Stand halten zu können, so gab er das Zeichen zum Rückzug.

Kaum sahen jedoch die in dem Walde im Hinterhalt liegenden Feinde die rückgängige Bewegung des Häufleins, an dessen Spitze der König ritt, so ließen sie die Hüfthörner erklingen und sprengten mit zehnmal überlegenen Kräften heran. An ein Entkommen durch Flucht war nicht zu denken. Ludwig hieß daher die Seinen stehen, und erwartete mit eingelegter Lanze, das Visir geschlossen, den ersten Anprall.

Von der muthigen Haltung des Königs angeeifert, standen die Seinen wie Männer von Eisen, doch der Sturm so überlegener Kräfte warf sie zurück.

Jauchzend durchbrachen die trunkenen Sieger, die schon den König in ihrer Macht zu haben glaubten, die Reihen seiner wenigen Männer, und nun fielen schwer und verhängnißvoll die Todesstreiche. Freund von Freund wurde getrennt; Jeder hatte mit mehreren Feinden zu kämpfen, und selbst der König focht im dichtesten Gedränge; er spornte sein Pferd bald hier bald dort in einen Feindeshaufen und suchte sich, als seine Lanze an einem ehernen Panzer zersplitterte, mit dem hochgeschwungenen Schlachtschwerte, hauend Bahn zu brechen. Immer aber wurde er von dem Sturm der Uebermacht zurück geworfen. So oft ihn jedoch die Feinde greifen zu können glaubten, trieb er sie mit Streichen zurück, die eine fast übermenschliche Kraft kund gaben.

Von seinem muthigen Beispiele entflammt, fochten auch seine Leute wie gehetzte Tiger, sanken aber trotz ihrer Todesverachtung und ihrer bis zum Reißen der

Sehnen aufgestachelten Gewalt, von zahllosen Hieben und Stößen getroffen, bald hier, bald dort blutend nieder. Heil in dem so ungleichen Kampfe war für des Königs Partei nicht zu hoffen. Das Entsetzen erfaßte auch die Muthigsten, und wer noch auf einem unverwundeten Pferde saß, und es aus dem würgenden Knäuel des Getümmels loswinden konnte, der that es und floh mit verhängtem Zügel, um Hilfe herbei zu holen, oder, sollte der König indessen gefallen sein, ihn zu rächen.

Ludwig, der sah, wie bald auf dieser bald auf jener Seite einem seiner Leute die Flucht gelang, und auch nicht hoffen konnte, die Wenigen zu retten, die noch an seiner Seite fochten, rief ein weithin schallendes: „Mir nach, meine Getreuen!" und stürzte noch ein Mal mit schon halb erlahmten Kräften in die jubelnde Feindesrotte. „Rette sich, wer sich retten kann!" rief er den Seinen zu, „und suche Jeder nur das eigene Leben durchzubringen!"

Diejenigen, welche diesem Ruf Beachtung schenkten, kamen größtentheils durch; Jene aber, die getreulich an seiner Seite aushielten, hatten bald zu Leben aufgehört.

Todt oder geflüchtet war jetzt Ludwigs kleines Häuflein. Nur des Königs Helmbusch wehte noch stolz und kühn in dem feindlichen Gedränge. Wie die Flügel einer Windmühle umkreiste sein Schwert bald den Kopf bald die Seite seines Pferdes. Geschickt deckte er sich so an verschiedenen Stellen zugleich, und wer ihm auf

Schwerteslänge nahe kam, riß den scheuenden Gaul zurück.

Obgleich aus mehreren Wunden blutend, verlieh dem König der Gedanke an eine doch noch mögliche Rettung stets wieder neue Kräfte. Jetzt erkannte er an dem Wappenschild die Person des aufrührerischen Lehenträgers. „Eidbrüchiger!“ rief er ihm zu, „schämst Du Dich nicht, mit deinem ganzen Fähnlein gegen Deinen Herrn und König zu kämpfen! Komm heran und miß Dich mit mir, Schwert gegen Schwert.“

Der Feigling wollte jedoch von dieser Einladung zum Kampfe nichts wissen und hetzte vielmehr die Seinen unter einem gellenden, schadenfrohen Hohngelächter auf den König an. Der aber bekam jetzt, gerade wo die Gefahr am drohendsten und sein Verderben unvermeidlich war, Luft, und sein edles Streitroß, von dem Instinkte nach Rettung geleitet, setzte mit gewaltigen Sprüngen über die aufgeschichteten Leichen hinweg, und stürzte, als es das Freie gewonnen hatte, wie ein Sturmwind davon.

Hinten her jagten die Feinde wie eine Hundemeute, die den edlen Hirsch verfolgt. Wildes Geschrei zerriß die Luft, und wenn jetzt des Königs Streithengst stürzte, so war Ludwig verloren.

Trotz mehrerer erhaltener Wunden eilte aber das treue Thier, als sei es überzeugt, daß die Rettung eines gesalbten Hauptes jetzt von seinen flinken Beinen abhänge, stets rascher davon. Die Erde flog unter seinen Hufen vorüber. Die Bäume, Büsche, Hügel,

Alles schwand wie Schattenbilder, und dabei wieherte das edle Thier so stolz, so muthig, als wollte es seinem hohen Reiter sagen: Fürchte Dich nicht, mein Herr, die Feinde holen uns nicht ein.

Ludwig betete zu Gott, dem Allmächtigen. Er konnte sich vor Erschöpfung kaum mehr im Sattel halten und ein schwindelndes Gefühl, wie Ohnmacht, rieselte ihm durch Blut und Gebein.

Das Pferd, das fühlte, wie der sonst so bügelfeste Reiter in Sattel schwanke, griff immer weiter aus, und hatte bald das Lager gewonnen.

Bei den ersten Zelten blieb es stehen, und der König, dem jetzt alle Gegenstände vor den Augen verschwammen wie Rauch und Dunst, sank; ehe er aber auf die Erde fiel, sprangen die bestürzten Soldaten herbei, und fingen ihn in ihren Armen auf.

Ludwig schien todt. Seine Pulse pochten kaum hörbar, und die, welche jetzt auch einzeln und gepaart ins Lager sprengten und der Schnelligkeit ihrer Pferde das Leben dankten, berichteten den Ueberfall.

In einigen Minuten schallte der Ruf der Feldhörner durch die Zeltgassen. Das ganze Lager kam in Allarm, und bald saßen die Ritter, die Knappen und die Söldlinge hoch zu Roß.

Der bewußtlos auf seinem Feldbette liegende König wurde einer verläßigen und hinlänglichen Bedeckung übergeben, und dann sprengten wohlbemannte und zahlreiche Kriegerhaufen aus dem Lager, um die dem König zugefügte Schmach an dem eid- und treubrüchigen Vasallen zu rächen.

Als dieser den Lanzenwald gegen sich anrücken sah, wendete er sich um zur Flucht und hoffte, den Verfolgern in dem nahen Walde zu entgehen, die dann, wie er meinte, nicht länger Jagd auf ihn machen würden. Er irrte sich jedoch, denn König Ludwigs Reisige hatten es gar ernst mit ihm im Sinne.

Die Wangen von finstern Ahnungen gebleicht, eilte der treubrüchige Vasall fort, und langte endlich nach einem erschöpfenden Ritt auf seiner Bergveste an.

Kaum hatte er die Zugbrücke aufziehen lassen, und die Seinen auf der Mauer versammelt, so langte auch schon Ludwigs Streitheer in der Thalmündung an, und mit schaudernden Entsetzen sah er sein ganzes Eulennest umrungen.

Abgeschnitten und versperrt war jeder Ausgang, und als er auf die Aufforderung eines Heroldes die Uebergabe des Schlosses weigerte, so schleppten die Kriegsknechte sogleich harzige Stämme zu den Mauern heran, die sie in dem nahen Walde fällten. Er suchte sie durch Steinwürfe zurück zu treiben, doch ein Hagel von Bolzen verscheuchte seine Leute von der Mauer.

Langsam und schwer wälzte sich bald der Rauch in pechschwarzen Wolken um die Veste. Ein heftig wehender Wind kam dem Unternehmen zu Statten. Er blies in die knisternde Glut, und die Flamme schlug jetzt züngelnd und riesig groß aus dem Gebälke hervor. Durch Pech- und Schwelfelkränze, die unaufhörlich in das Feuer geschleudert wurden, gewann dieses stets

mehr an Kraft, und bald brauste mit dem Getöse eines brandenden Meeres das flammende Verderben rings um das Bergnest, in welches sich der aufrührerische Lehensträger mit seinen Genossen geflüchtet.

Wohl lief er jetzt zur Mauer und bat um Gnade; seine Stimme aber verhallte ungehört in dem Knistern, Krachen und Sausen des Brandes, wie ihn auch der Rauch und die Hitze fast augenblicklich wieder von derselben vertrieben. Verzweifelnd flüchtete er sich in das Innere der Veste. Doch auch hier war die Luft rauchgeschwängert und von einer feurigen Lohe durchglüht. Er ließ die Glocke des Thurmes läuten, doch auch die Metallklänge erstarben in den durch Rauch verdichteten Luftschichten und in dem Gepolter und Geprassel.

„Hier verbrennen wir!" rief da der Burgherr von Entsetzen bleich. „Lasset uns also durch das hintere Thor einen Ausgang aus dem Verderben suchen!" Er rief es mit bebender Stimme; die Seinen aber zeigten wenig Lust, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Sie zogen es vor, hier in Rauch und Glut zu ersticken, denn mit den ergrimmten Rächern von Frankreichs König wollte Keiner handgemein werden. Sie warfen die Waffen von sich, die Helme und Panzer, ergriffen die Wassereimer und suchten den Flammen wenigstens im Innern so viel als möglich Einhalt zu thun.

Da schlug die Todesangst und die Reue mit gewaltigem Hammerschlage zugleich an das Herz des Eidbrüchigen. Er raufte sich das Haar und brach in ein lautes Heulen aus. Dann eilte er hinab in die Schloß-

kapelle und stürzte, vernichtet und wie an allen Gliedern zerschmettert, an den Stufen des Altars nieder. „O Herr, sei mir gnädig und barmherzig!" rief er aus der Tiefe seiner Brust stöhnend, und klammerte sich dabei krampfhaft an dem Altartuche ein. Eine dumpfe Betäubung überkam ihn, die letzten Kräfte brachen zusammen, die Säulen und Heiligenbilder drehten sich um ihn in schwindelndem Kreise, und eine Ohnmacht schloß seine Augen.

Während all' das geschah, öffnete endlich Ludwig, auf sein Feldbett hingestreckt, die Augen, worüber seine Getreuen, die ihn umstanden, in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen. Er dankte ihnen mit einem freundlichen Blick, denn von der Anstrengung des bestandenen Kampfes wie von einigen erhaltenen Wunden fühlte er sich sehr erschöpft.

„Königlicher Herr, Euere Wunden sind nicht gefährlich!" rief da einer seiner Getreuen mit freudeverklärtem Antlitz. „Bald," jubelte er, „werdet Ihr wieder genesen. Gelobt sei Gott, der uns Euch erhalten."

Da sprengte schweißtriefend ein Reiter ins Lager, schwang sich vor des Königs Zelt von dem mit Schweiß über und über bedeckten Pferde, und rief den Neugierigen, die ihn umringten, zu: „Ehe der Morgen anbricht, ist die beleidigte Majestät gerächt, und der aufrührerische Vasall mit seinen übermüthigen Anhängern unter den Trümmern seiner brennenden Veste begraben."

„Wie! die Veste brennt?" riefen mehrere Stimmen jubelnd durcheinander.

„Ja, sie brennt auf allen End und Ecken!“

Kaum hatte der eben Angekommene diese Worte gesprochen, so ging die Sonne unter und mit dem Hereindämmern der Nacht rötheten sich die Höhen weithin, in denen es schon mächtig dunkelte. Der Feuerschein fiel auf das Lager, auf die Berge und Wälder, und der Berichterstatter rief mit stolzer triumphirender Miene: „Das möchte wohl der beste Beweis sein, daß die Veste brennt.“

Nun wurde der Jubel allgemein, und der König, der eben noch so erschöpft und leidend schien, erhob sich jetzt rasch von seinem Feldbette, ließ sich die Rüstung über die frischverbundenen Wunden schnallen, setzte den Helm auf den bleichen Kopf, und begehrte ein Pferd.

Alle baten ihn der Ruhe zu pflegen, Ludwig aber erneute seinen Befehl in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, und man gehorchte.

Als wäre er eben von einem erkräftigenden Schlummer aufgewacht, so flink und lebendig schwang sich der König jetzt auf ein muthiges Roß, und sprengte, von Wenigen begleitet, ohne ein Wort zu sprechen, nach jener Stelle hin, wo lichte Funkengarben über dem dunkeln Waldsaume zu dem nächtlichen Himmel empor trieben. Je näher er kam, je lichter wurde es ringsum, und endlich so helle, wie an einem sonnigen Tag.

Als die Führer, auf deren Befehl der Brand angeschürt worden, den nahenden König an seiner Rüstung erkannten, sprengten sie ehrerbietig zu ihm heran, und zeigten stolz auf die brennende Veste.

Das Antlitz des Königs war finster und von ernsten Wolken umhüllt. „Das ist zu weit gegangen,“ sprach er unter mißbilligendem Kopfschütteln. „Ihr wisset, daß ich so grelle Scenen nicht liebe.“

Bestürzt blickten die Ritter in sein Auge, das traurig auf der von Rauch und Flammen umwirbelten Veste ruhte. „Aber mein Herr und König,“ sprach einer derselben, „bedenket doch die Schmach, die Euch der Eidbrüchige zugefügt, wie auch, daß wir ihn zuvor nach Ritterpflicht auffordern ließen, sich zu ergeben. Er wollte nicht, trieb die Kriegsknechte mit Steinwürfen von der Mauer, und nun hat er, was ihm gebührt.“

„Ueberdieß,“ sagte ein Anderer, „thut es Noth, königlicher Herr, daß Ihr ein Mal ein Exempel den andern Aufrührern gebet, die sich erkühnen, mit ihrem Herrn die Waffen zu kreuzen.“

„Die Liebe zu mir, meine Getreuen,“ sprach da Ludwig liebreich aber ernst, „treibt Euch im Eifer zu weit, und ich sage Euch, daß ein Exempel der Gnade oft mehr Wirkung hervor bringt, als ein solches Zeugniß unerbittlicher Strenge.“ Dabei zeigte er in die Flammen. Keiner von denen, die sich in seiner Nähe befanden, wagte ein Wort zu sprechen, und in diesem Augenblicke wehte der Wind die wimmernden Klänge aus der brennenden Burg zu dem König herüber. Ein Strahl der Freude zuckte über das edle Gesicht Ludwigs hin. „Wie! noch Lebende darin?“ rief er bewegt, und den reinen, heiligen Blick im Kreise um sich

werfend, sprach er: „Schlagen diese Glockentöne nicht wie eine um Gnade flehende Bitte an eure Herzen? O, Freunde, seid Menschen, und denket, daß auch da drinnen ein verirrter Mensch ist, der uns noch ein getreuer Vasall, und der Kirche ein gottgefälliger Frommer werden kann, wenn wir ihn retten, während er so, wahrscheinlich verzweifelnd, an Leib und Seele zu Grunde geht. Mäßigung im Siege, das ist des Helden schönste Tugend. Lasset deßhalb löschen! Gebt Befehle — rettet — helft!“

Da flogen die von des Königs Worten tief ergriffenen Führer davon, und bald eilten die Kriegsknechte, die unter höllischem Gejauchze den Brand angeschürt, dem Verderben Einhalt zu thun.

Mit einem Gepolter, als habe sich der Himmel auf die Erde herabgestürzt, um diese zu erdrücken, schmetterte jetzt eine der Steinwände nieder. Rauch und Mauerstaub wirbelte auf, so daß man während einigen Sekunden selbst die Flammen nicht durchscheinen sah. Das Sturmgeläute in der Veste verstummte und Grabesstille lagerte ringsum.

Jetzt schwang sich der König vom Rosse, und eilte nach jener Stelle hin, wo der Einsturz der Mauer die Flammen erlöscht hatte. Um die Gefahr von ihm abzuwenden, folgten ihm viele Ritter und Knechte.

Der König fürchtend, die Hülfe komme zu spät, riß die Schärpe ab, tauchte sie in einen murmelnd vorüberziehenden Bach, und band sich das feuchte Tuch um den Mund, um Feuchtigkeit bei dem gefährlichen

Gange durch die erglühende Luft einathmen zu können. Seinem Beispiele folgten Alle, die ihn begleiteten, und bald langte man über Schutt und Trümmer, bald springend, bald kletternd, oben bei der Veste an, während die Andern unten im Thale mit Leibeskräften dem Brande wehrten.

Die Hitze war eben so unausstehlich, daß an manchen Stellen das Glas der Fenster schmelzend herab rann. Nirgends eine lebende Seele — nirgends ein menschlicher Laut.

Polternd stürzten unter den Hieben der Streitärte die Thüren ein, die schon vor Hitze rauchten, und in den nächsten Minuten sicherlich von den Flammen erfaßt worden wären. Ueberall lagen zerstreut Wassereimer umher. Der König eilte selbst an die Brunnen, und löschte, wo zu löschen war. Von Ruß geschwärzt und von Wasser triefend, drang er dann in das Innere des Schlosses ein; doch auch hier war Alles raucherfüllt, und erst als der Hauch der Nachtluft durch die eingeschlagenen Thüren und Laden zog, wurde der Athem freier und ein weiteres Nachsuchen möglich.

Endlich fielen die Thüren alle unter den Hieben der Aexte, und in einem kellerartigen Gewölbe stieß man nach langem, vergeblichem Bemühen auf Menschen.

Sie waren dem Tode des Erstickens nahe und konnten nur durch schleuniges Besprengen mit dem Wasser, durch Schütteln und Rütteln, und durch das Hinausschleppen in jene Säle, durch welche bereits die Luft zog, gerettet werden. Die Unglücklichen hatten so

lange die Sturmglocken gezogen, bis ihnen Rauch und Hitze die Besinnung raubten.

Ludwig, von einem ihm unerklärlichen Drange geleitet, stieg die Wendeltreppe hinab, die zu der Schloßkapelle führte. Der Rauch war hier weniger dicht wie oben, und durch die offene Thüre blickend, erkannte er den an den Stufen des Altares ohnmächtig hingesunkenen, meuterischen Vasallen, der sich noch Tages zuvor bemühte, ihn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen.

Der edle König eilte, gewaltig erschrocken, auf ihn zu, denn er hielt ihn für todt. Sobald er sich aber von dem Leben desselben überzeugt hatte, löste er ihm den Ringkragen, lüftete ihm die Halskrause und ließ sich zu ihm nieder. Das Haupt in seinen Schooß gelegt, befeuchtete er ihm mit der naßen Schärpe das Antlitz, rieb ihm die Schläfe, hauchte ihm warmen Athem in den Mund, und ließ mit seinen Bemühungen nicht eher nach, bis der Friedensstörer — es war einer der übermüthigen Grafen von la Marche — die Augen aufschlug.

Stürmisch auf und nieder flog jetzt seine Brust; sein scheues Auge gleitete an den Wänden umher, flüchtig, haltlos, ohne einen Gegenstand zu erkennen. Endlich streifte es die Gestalt dessen, der hier ein Werk christlicher Barmherzigkeit geübt, und Ludwig, Frankreichs frommen König erkennend, stieß der Graf einen Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens aus. Ludwig aber ergriff seine Hand, erhob den Blick zum Al-

tar und sprach: „So wahr wir uns hier in einem dem Herrn geweihten heiligen Orte befinden, so wahr habt Ihr, Graf von la Marche und Bretagne, von meinem Zorne nichts zu fürchten, und ich wünsche nur, daß der Herr, zu dessen Altar Ihr in einer schweren, verhängnißvollen Stunde geflüchtet, Euch auf die Bahn des Guten und auf den Pfad der Pflicht und Treue zurück führen möge. Nicht ich ließ die Flamme in Eure Veste werfen, und sobald ich von dem Unheil hier hörte, eilte ich trotz der Wunden, die mir verwichenen Tages Eure Leute schlugen, herbei, um dem Verderben zu wehren. Gott, der Herr, ließ mich noch zur rechten Zeit erscheinen, und während ich Euch hier ohne Groll die Hand reiche, — dabei hielt er dem Grafen die Rechte hin — pflegen meine Ritter und Knechte die Euern, und retten sie Alle, so Gott will.“

Hatte die Tapferkeit des Königs den Grafen gestern in Erstaunen gesetzt, so that es nun seine unerhörte Großmuth noch weit mehr. Er wagte es nicht, Ludwigs reine Hand zu ergreifen. Schmerz, Scham und Reue zerrissen ihm die sonst so stolze, übermüthige Brust. Er beugte den Nacken, den er stets so hoch zu tragen gewohnt war, und küßte die von Rauch und Brand geschwärzten Stiefel des Königs, ehe dieser ihn daran hindern konnte. „O Herr, ich bin nicht würdig,“ schluchzte er, das Gesicht in dem Gewande des Königs verbergend, „das schuldbeladene Auge zu Dir zu erheben!“ Der König aber, von der tiefen, wahren Reue des Vasallen überzeugt, hob ihn auf und zog

ihn herauf an seine Brust. Hier an dem treuen Herzen ruhte jetzt der versöhnte Feind, und erneute, an dem Fuße des Altares stehend, den Schwur der Treue.

Arm in Arm stiegen dann Ludwig und der Graf herauf zu den obern Räumen des Schlosses, wo sich die Ritter und Waffenknechte des von der Marche in Danksagungen gegen ihre Retter erschöpften. Einen Blick voll Freude und Schmerz warf ihr Herr hinab in den Thalgrund, wo die Soldaten des Königs die letzten Reste des Brandes erstickten. Neuerdings wurde er tief und mächtig ergriffen. Er glaubte, daß nur ein Heiliger gegen einen Feind so viel Edelmuth bewähren könne; vor Aller Augen sank er auf die Kniee nieder und that seinem Herrn und König öffentliche Abbitte, der ihn jetzt wie in der Kapelle liebreich vom Boden aufhob, und an die hochherzige heilige Brust zog.

Bei dieser Scene, die der hoch am Himmel stehende Mond mit einem sanften Schimmer übergoß, blieb keiner der Umstehenden ungerührt, und leise stahl sich auch über die bärtigen gebräunten Wangen der rauhesten, in Kampf und Gefahren abgehärtesten Kriegsknechte eine verschwiegene Thräne.

Die Nacht, die so verhängnißvoll enden sollte, wurde nun zu einem freudigen Versöhnungsfeste. Gewichen war der Groll aus jeder Brust, und Ludwig versprach in seiner überschwenglichen Gnade, das wieder herstellen zu lassen, was der Brand verdorben. Der

Graf von la Marche und Bretagne lehnte jedoch diese unverdiente Gunst mit den Worten ab: „Der Himmel bewahre mich den Armen des Landes etwas zu entziehen. Der Brandschaden ist eine allzugelinde Strafe für mein finsteres Verbrechen. Laßt sie mich daher tragen.“

Der König that keine fernere Einsprache und sein Herz floß bei dem Gedanken, daß er sich durch die Mäßigung im Siege einen so wilden, gefährlichen Feind zum Freunde gemacht, in Wonne über.

Eilftes Kapitel.

Die Versuchung.

Die edle Handlung an dem so strafbaren Grafen von la Marche und Bretagne, erregte durch das ganze Land hin ein gar großes Aufsehen. Der Haß der meisten Empörer schwand vor so viel Liebe und Edelsinn, und diejenigen, welche auch jetzt noch widerspenstig die Waffen gegen den König, kehrten, wurden bald von der Uebermacht erdrückt. Auch Heinrich, Britaniens habsüchtiger König, mußte weichen, und nach mancher erlittener Schlappe zog er sein Kriegsvolk wieder aus einem Lande zurück, nach dem sein beutegieriger Blick lüstern hingeschielt hatte.

Nun gaben sich die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. alle nur erdenklich mögliche Mühe, um den siegreichen König Ludwig gegen den mit dem Bannfluche belasteten Kaiser Friedrich auf ihre Seite zu bringen.

Der fromme König hörte zwar nie auf, gegen die Würde der Päpste die Gesinnungen eines wahrhaft christlichen Fürsten zu bezeugen, widersetzte sich aber beharrlich ihren Ansprüchen, so wie auch den Zumu-

thungen Friedrichs, wenn sie ungerecht waren, und ließ keinen Vorschlag und keine Bitten unversucht, um den Frieden zwischen dem Kaiser und dem kirchlichen Oberhaupte zu vermitteln. Ohne Hoffnung endlich, die durch lange Reibung sich wechselseitig abholden Gemüther auszusöhnen, wendete er seinen Blick wieder nach Palästina.

Man stellte ihm nun alle jene zwecklosen Anstrengungen der Könige von Frankreich vor, die nach einanderfolgend Kreuzzüge nach Palästina unternahmen; ferner die Jugend seiner lieben Kinder, und Blankas, der erlauchten, königlichen Mutter, Thränen, welche durch dieses Unternehmen von dem so geliebten Sohne auf immer getrennt zu werden fürchtete.

Durch all' das war jedoch der fromme König von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abzubringen. Auf sein Ansuchen predigte der päpstliche Legat Otto von Chateaux Roux Kardinalbischof von Tusklum, ein Mann, der seine Zeitgenossen wegen seiner großen Tugend und seltenen Gelehrsamkeit weit überragte, in ganz Frankreich den Kreuzzug.

Da versuchten die wenigen aber erbitterten Feinde Ludwigs, die mit der Gewalt der Waffen gegen den tapfern König nichts auszurichten vermochten, und bis zur Erde gedemüthigt, zu eingeschüchtert und zu Lanzenarm waren, um sich je wieder gegen ihn zu erheben, eine erbärmliche List. Konnten sie ihm mit der Schärfe des Schwertes keine empfindliche Wunde versetzen, so versuchten sie es mit den glatten Zungen.

Dazu mußte aber natürlich erst eine Gelegenheit ausgeklügelt werden, denn des frommen König Ludwigs — welchen das Volk wie einen Vater und einen Heiligen ehrte — in unehrerbietigen oder gar in beschimpfenden Aeußerungen zu gedenken, hieß sich selbst das Todesurtheil sprechen.

Die Feinde, voll arger Tücke, sannen sonach, den frommen Ruf Ludwigs zu verdächtigen. Dazu bot ihnen ein schlaues, ränkevolles Weib die Hand. Sie war jung, ihre Gestalt edel und königlich, und ihr Angesicht schön und strahlend wie die Sonne. Diese wurde um theures Geld zu dem schändlichsten der Zwecke erkauft. Sie sollte unter irgend einem Vorwand dem Throne Ludwigs sich nahen, und ihn mit den Gespinsten feiler Verführungsnetze umgarnen.

Jeder Mensch hat schwache Stunden! Durch diese Worte ermuthigten sich die Feinde des Königs, und hofften, daß auch Ludwig ein Mal die eheliche Treue verletzen, und somit Gelegenheit geben werde, ihn allgemein für einen argen Heuchler und Ehebrecher auszuschreien.

„Hat sich doch auch der weise König Salomon so lange mit dem Weibsvolke eingelassen, bis an seinem ganzen Leibe kein gutes Stückchen, und an seinem Verstande nichts erhebliches mehr zu rühmen war. Ludwig wird auch nicht von Stein sein. Seid deßhalb guten Muthes, wir erfechten vielleicht mit einem Weiberrock den glänzendsten Sieg über den frommen Betbruder.“ So schwazten und lachten des Königs Feinde

bei dem vollen Humpen, und freuten sich schon im Voraus recht teuflisch über die Gerüchte, die bald, wie sie wähnten, über den frommen Monarchen in Umlauf kommen sollten.

Das feile Weib wurde mit Gewändern von Seide, Atlas und Sammt versehen, mit den kostbarsten Perlenschnüren und mit den edelsten Steinen geschmückt.

So trat sie, die Haare getränkt und geglättet mit duftenden Oelen, nach vorangegangener Meldung in Ludwigs Gemach ein. Hier wollte sie sich auf ein Knie niederlassen, bevor sie aber den auf Knalleffekte abgesehenen theatralischen Schwank vollendete, hinderte sie der König daran, und sagte auch ihr wie Jedem, der vor ihm knieen wollte, daß diese Ehre nur Gott gebühre, und daß jeder Mensch mit dem andern offen und gerade reden könne, wenn er im Namen einer guten Sache spreche.

Dabei war das Gesicht des Königs zwar freundlich, aber sehr ernst, denn er war allen Weibern, die ihre Reize durch einen üppigen Schnitt der Kleider und durch flimmernden Schmuck auffallend zu machen und zu erhöhen suchten, vom Herzen abhold.

Die Verführerin stand, von dem Schimmer seines Auges getroffen, in dem sich der Abglanz seiner frommen, gottergebenen Seele spiegelte, verlegen da. Bald wappnete sie sich aber wieder mit der ihr eigenen nichtsdurchbohrenden Frechheit, und sprach: „Da Ihr mir, o König, nicht vergönnt, vor Euch zu knieen, so gewähret mir doch wenigstens die Gnade, ehrerbietig

Eure tapfere Hand zu küssen, die so erfolgreich und so zerschmetternd das Schlachtschwert gegen die Feinde schwang, und sie mit Schmach bedeckte."

Ehe die Schmeichlerin jedoch zum Handkuß kommen konnte, trat Ludwig abwehrend einen Schritt zurück, und sagte: „Wenn ein König einen störischen, aufrührerischen Vasallen züchtigt, so bedeckt er ihn deßhalb so wenig mit Schmach, als wie wenn ein guter Vater aus Liebe zu einem gerade unartigen Kinde es abstraft. Euer Ausdruck, meine Dame, war sonach —"

„Unpassend," ergänzte diese voll Aerger über die schlechten Fortschritte, die sie machte. An Verstellungskünsten reich aber, wie sie war, zeigte ihr süßlächelndes Gesicht keine Spur von dem giftigen Grolle, der in ihrem Innern gährte. Mit einer höchst anmuthigen Verbeugung näherte sie sich wiederholt dem König, und wollte jetzt den vor einem Spiegel einstudirten Handkuß an Mann bringen.

Dieß Mal trat Ludwig nicht zurück, und es genügte ihm kurz, aber um so bestimmter zu sagen: „Lasset die Complimente, ich liebe sie nicht, und küsset dafür am Charfreitage die Wundmale unsers Heilandes und Erlösers. Es wird Gott gefälliger sein."

Das feile Weib erbleichte. Doch auch jetzt hatte sie bald wieder Fassung genug errungen, um dem König, der ungeduldig zu werden begann, ein anscheinend frommes und unschuldiges Gesicht zu zeigen. „Ich war so glücklich, sprach sie jetzt, eine Kreuzpredigt des Chateaux Roux, dieses hochgelehrten und frommen Cardi-

nalbischofs zu vernehmen, und die Worte dieses gottseligen Mannes trafen so tief mein Herz, daß es mich hertrieb zu Euch, um an Frankreichs erhabenen König eine Bitte zu wagen."

„Und diese Bitte —?" fragte Ludwig.

„Geht dahin," flehte die Heuchlerin, „Ihr möchtet vergönnen, daß ich meine Brust mit dem Panzer bedecken und den beabsichtigten Kreuzzug mitmachen dürfte. Mein Geist hat sich über die Weiblichkeit erhoben, er dürstet nach Thaten, er will retten und helfen, helfen der bedrängten von den Halbmond-Anbetern in den Staub getretenen Christenheit."

„Das ist ein sehr abentheuerlicher Entschluß, meine Dame," lächelte der König. „Ein eherner Helm paßt schlecht auf den Scheitel einer Frau, und die zarte Weiblichkeit wird gar arg verletzt, wenn eine solche das Schwert erhebt, um Todeswunden zu schlagen. Seid Ihr daher in Wahrheit für die gute Sache begeistert, so vertheilet Spenden, denn Eurer Pracht nach zu schließen, die Ihr an Euch traget, seid Ihr reich. Schicket ferner ein frommes, heiliges Gebet zu Gott, dem Herrn, hinauf, daß er unsern Waffen Sieg verleihe; unterstützet nach Kräften die armen Zurückgebliebenen, deren Väter oder Söhne nach dem Orient gewandert, und Ihr werdet auch, hier im Heimathlande, Euch einen glänzenden Antheil an dem Kreuzzug erwerben."

„Wie! Ihr weiset mich zurück?" rief jetzt die Elende, die höchste Bestürzung und den tiefsten Schmerz

affektirend. „O, mein Herr und König, Ihr kennt nur ein Weib, kennt nur die sanfte, liebliche Margarethe, und macht mithin den Schluß auf alle Uebrigen. Ihr habet keine Ahnung, wie muthig auch das Herz in einer Frauenbrust pochen kann.“

Der König, der noch immer schwankte, ob er blos eine überspannte Schwärmerin oder eine wirklich feile Person vor sich habe, lächelte wieder und sagte: „Was hilft der Muth, wo das Geschick und die Kraft fehlt? Wenn nun auch wirklich ein Knabe so tollkühn wäre, mit einem schwachen Stabe auf einen Löwen Jagd zu machen, was würde er erzwecken? Entweder wendete ihm der stolze König der Thiere verächtlich den Rücken, oder er zermalmte ihn mit einem leichten Schlage der gewaltigen Tatze. Nehmet diesen Vergleich als treffend an zwischen kampfgeübten Saracenen und einem Weibe, das gegen sie streiten will. Bedenket auch noch ferner, daß solche wilde Horden, die Ehre eines besiegten Weibes nicht schonen, und stehet in Anbetracht der weiblichen Tugend und Schamhaftigkeit von einem Vorhaben ab, das so zwecklos wie vorschnell beschlossen wurde.“

Hier würde die Antwort nach solchen triftigen Gründen jedem vernünftigen edeln Weibe schwer geworden sein. Die gedungene Elende aber wußte auch jetzt noch Rath. „Eure Worte sind nur allzuwahr,“ sprach sie, absichtlich die Verlegene spielend. „Doch, ich bin so fest überzeugt,“ rief sie schwärmend aus, „daß mich in Eurer Nähe keine rohe Feindesfaust er-

griffen hätte, und an Eurer Seite würde ich mit Euerm Vergönnen stets mein Pferd getummelt haben. Ihr hättet mich gerettet, geschützt im Drange der Gefahr, ich weiß es gewiß!"

„Ei, ei!" sprach Ludwig, halb im Scherz, halb unwillig. „Redet doch nicht wie ein Kind; von der Wolke des Kampfes umbraust, kann Keiner für sich selbst bürgen. Gott allein kann da nur schirmen, auch würde es sich äußerst sonderbar ausnehmen, wenn an der Seite des Königs von Frankreich ein geharnischtes Weib in das Feld zöge. Da würden sich bald meine Feinde gar nette Geschichtchen in die Ohren raunen."

Bei des Königs Anspielung auf seine Feinde, konnte die gewandte Gauklerin ein leises Erschrecken nicht verbergen. Ludwig, der sie gerade fest in's Auge faßte, bemerkte es. Sein immer ruhiges Gesicht verrieth aber nicht die leiseste Veränderung.

Das freche Weib, das sich durchschaut glaubte, wechselte auch jetzt noch die Farbe, und das Bewußtsein der Schuld prägte sich in ihren Zügen aus, doch so flüchtig, so rasch vorübergleitend, daß nur ein geübtes Auge es gewahr werden konnte.

Dem König entging auch dieß nicht, denn so jung er noch immer war, so hatte er doch die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens und der menschlichen Verirrungen beobachtet und erforscht. Entrüstung und Mitleid für die Elende füllte seine fromme Brust. Sie aber wollte ihr Spiel noch nicht verloren geben, brach

in einen Strom von Thränen aus, und fiel jetzt, ehe es Ludwig verhindern konnte, ihm zu Füßen. Ihre absichtlich zitternden Hände umschlangen des Königs Kniee, und so bat sie noch ein Mal, alle verführerischen Künste in einem Blick vereinend, den Kreuzzug mitmachen zu dürfen.

Ob solcher Frechheit röthete sich jetzt das Antlitz des Königs, und er war versucht, die glatte Schlange mit einem Fußtritt von sich zu schleudern. Männlich aber kämpfte er seine Entrüstung nieder, und begnügte sich zu sagen: „Das ist unanständig — das ist frech! Entfernet Euch zur Sekunde. Ihr scheint es nicht werth zu sein, daß ich mich länger Euerm wahnwitzigen Treiben hingebe. Geht!" Dabei machte er sich von der Umschlingung der Elenden los, und wendete ihr mit verächtlichen Blicken den Rücken zu.

Diese starrte ihn wie träumend an. Unnütz hatte sie ihre Künste verschwendet, und es blieb nur eine Gaukelei noch übrig. Sie bestand in einer Ohnmacht, und diese wurde jetzt auch rein theatralisch ausgeführt.

Ludwig aber würdigte die malerisch auf die Teppiche Hingestreckte keines Blickes. Er hatte nun völlig die Ueberzeugung gewonnen, daß sie eine elende Verführerin, wahrscheinlich eine von seinen Feinden Gedungene, sei. Hastig zog er die Glocke, und als ein Diener erschien, sagte er mit abgewandtem Gesichte auf die wie leblos Daliegende deutend: „Dieser Person scheint es unwohl geworden zu sein. Man rufe daher die Frauen, daß sie ihr das Mieder lüften. Hat sie

sich erholt, was, wie ich glaube, nicht länger brauchen wird, als bis ich mich entfernt, so soll sie sogleich den Palast und dann auch die Stadt verlassen. Sollte sie es jedoch vorziehen länger als eine Viertelstunde unwohl zu sein, so bringe man sie in das Hospital, damit die Aerzte ihre Krankheit untersuchen."

So sprechend entfernte sich der König, und kaum war die Flügelthüre eines anstoßenden Gemaches hinter ihm in's Schloß gefallen, so sprang die auf dem Boden Liegende, wie von Springfedern in die Höhe geschnellt, auf. Ihr vorher so schönes Gesicht war jetzt häßlich und zerrissen, wie eine von züngelnden Blitzen durchkreuzte Wetternacht.

„Ich brauche keine Hülfe!" schnaubte sie den vor dieser Furie zurückweichenden Diener an, und schoß mit den rauschenden Gewändern wie ein spuckhaftes Phantom zur Thüre hinaus. Der Boden brannte unter ihren atlasbeschuhten Füssen. Die Luft wehte ihr hier zu rein, zu heilig, und sie eilte so rasch sie konnte, zu denen zurück, die sie gedungen, um ihnen ihre Niederlage zu erzählen und der in ihrem Herzen kochenden Wuth Luft zu machen.

Zwölftes Kapitel.

Das Gelübde.

Als Ludwig nun nichts mehr, weder von seinen Nachbaren, noch von seinen Vasallen zu befürchten hatte, so arbeitete er immer thätiger an der Rüstung zum Kreuzzuge.

Blanka, welche die gewaltigen Vorbereitungen sah, drang nun mit aller Gewalt in den geliebten Sohn, den Kreuzzug nicht persönlich mitzumachen, und stellte ihm vor, daß er durch das Hinsenden wohlbewährter Streitkräfte nach dem Oriente sich allein schon ein großes Verdienst erwerbe, das noch dadurch gewinne, weil er auf diese Art auch sein Land überwachen könne.

Ludwig entsagte zwar, auf alle diese Bitten, seinem Wunsche nicht, im Innern aber schenkte er den Worten der staatsklugen Mutter eine gar ernste Beachtung, und dabei stiegen die widerstrebendsten Zweifel und Gedanken in seinem Geiste auf.

Mitten unter den Vorbereitungen einer kriegerischen Völkerwanderung nach dem Orient, brach nun plötzlich in das allgemeine geschäftige und rege Treiben die Ruhr herein.

Der König, der wie früher selbst die Spitäler besuchte, und wieder in die von ansteckenden Dünsten angefüllten niedern Stuben der Armen trat, wurde jetzt selbst von einem bösartigen Fieber befallen, das ihn trotz der Künste und Bemühungen der Aerzte dem Grabe nahe brachte.

Die Bestürzung des Hofes und der Unterthanen war unbeschreiblich. Um von Gott die Rettung des allgeliebten Königs zu erflehen, stiegen im ganzen Lande heiße Thränengebete zum Himmel auf, und Margaretha und Blanka, spendeten die reichlichsten Almosen.

Während nun so durch ganz Frankreich eine dumpfe, eisige Bestürzung hinschlich, und alle Gemüther vor Schmerz bange erzitterten, blieb der auf dem Krankenbette liegende König ruhigen Muthes, und bereitete sich als wahrer Christ gottergeben zum Tode.

Die Hoffnung, der fromme König werde wieder gesundend dem Bette entsteigen, schwand immer mehr, denn Ludwig war abgezehrt wie ein Skelett. Seine Haut nahm jeden Tag mehr eine leichenähnliche Wachsgelbe an. Er konnte nicht mehr sprechen, und die Abgeschlagenheit seiner Glieder erlaubte ihm auch die geringste Bewegung nicht. Nur der Stern seines Auges, in den jetzt das ganze nur noch schwach flackernde Leben geflüchtet schien, leuchtete noch hell und strahlend, und manchmal in jenem geisterhaften Glanze, der gewöhnlich der Vorbote eines nahen Todes ist.

Wie bei des Königs Geburt, so war auch jetzt, während der Stunden der Nacht in der Schloßkapelle

das Allerheiligste ausgesetzt. Den Rosenkranz in den gefalteten Händen und die Stirnen zur Erde gebeugt, beteten hier wieder fromme Mönche, den Spender alles Heils anflehend, daß er durch einen Hauch der Gnade des Königs welken, absterbenden Leib wieder gesunden lassen wolle.

Jeden Morgen und Abend führte man auch die Waisen, die Blinden und Bresthaften zu den Kirchen, damit sie für ihren königlichen Wohlthäter Gebete zu dem Herrn hinaufsenden, der Frankreich mit einem so edeln, frommen König begnadigt hatte.

Nach dem unerforschlichen Rathschlusse des Ewigen schien aber das Gesunden König Ludwigs nicht in Seinem Plane zu liegen, denn der hohe Kranke, der jetzt meist in einem bewußtlosen Halbschlummer lag, schien unrettbar verloren, und die Aerzte, die nichts zu ordiniren wußten, meinten, hier könne nur ein Wunder helfen, und siehe da — das Wunder stellte sich ein.

Es war einmal spät Abends, als Margaretha von einer namenlosen Angst getrieben mit ihren Kindern in das Krankengemach des erlauchten Gemahls eilte. Er war bei vollem Bewußtsein, und seine Augen, die heute wie von Glas flickerten, hefteten sich mit einem ungemein schmerzlichen Ausdrucke auf die Kleinen, die weinend sein Bett umdrängten. O, wie gerne hätte er ihnen jetzt die Wangen gestreichelt, wie gerne hätte er sie an die von namenlosem Weh erfüllte Brust gezogen. Wie gerne hätte er Margarethen, die mit

rothgeweinten Augen vor ihm stand, ein Wort des Trostes gesagt! Es war jedoch das eine so unmöglich wie das andere, denn, wie seine Glieder keiner Bewegung fähig waren, so konnte er auch mit der Zunge, welche ihm wie bleiern an dem Gaumen hing, kein Wort hervor bringen. Die Organe seines Körpers schienen gelähmt, und nur seinem Herz und seinem Geiste war der frühere Aufschwung das frühere tiefe Empfinden und die alte Kraft geblieben.

Margaretha, die kaum die Thränen zurückhalten konnte, die ihr jede Sekunde unter den Augenlidern hervorzubrechen drohten, ließ sich neben dem Bette des Kranken nieder. Als sie aber seine Hand ergriff, schrack sie zusammen, und ein jähes Entsetzen malte sich auf ihrem erbleichenden Antlitze ab. Es war diese Hand nämlich kalt und eisig, und als sie den an sich gezogenen Arm des Kranken wieder neben den Leib desselben legen wollte, gab er nun mit jener erschreckenden Steifheit nach, welche das Antreten des Todes verkündet.

Ein schmerzliches Lächeln umzuckte des Königs bleiche Lippen, und da er nicht sprechen konnte, so erhob sich sein Auge mit einem überirdischen Ausdrucke zu einem Crucifixe, das über seinem Krankenbette aufgehangen war. Mit demselben Blicke sagte er dann Margarethen Lebewohl, und richtete dann das Auge unbeweglich nach der Thüre.

Die Königin, welche sich während der Krankheit des Gemahls bemüht hatte, in seinen Blicken zu lesen,

verstand ihn, und fragte mit bebender Stimme: „Du willst, daß ich geh?“

Ja — winkten des Königs Augen, die er alsogleich wieder zu dem Crucifixe erhob.

„Du willst allein sein mit Gott, dem Herrn!“ sprach Margaretha, die auch diesen Blick zu deuten wußte, und der König, erfreut, daß er verstanden werde, winkte drei Mal mit den Augen rasch hinter einander: — Ja —

Da kniete sich denn Margaretha nieder, und um sie die Kinder, die jetzt leise weinten, und bat um den Segen ihres Gemahls, ihres Herrn und Königs.

Nun ließ Ludwig sein Auge langsam und feierlich über die theuern, lieben Gesichter der Seinen hinstreifen, dann schwebte sein von Thränen umschleierter Blick eine heilige Minute lang einer flatternden Taube gleich über den Scheiteln derselben, und ein überschwenglicher Segen that sich in diesem Blicke kund, aus dem die Seele zu dringen, und einige Augenblicke getrennt von dem Körper im Freien zu schweben schien.

Um den Gemahl das Herz nicht noch schwerer zu machen, faßte jetzt die königliche Mutter rasch die Händchen ihrer Kinder an, und wankte, von Schmerz und Wehmuth gebeugt, zur Thüre hinaus.

Jetzt erst sprach sich der lange verhaltene Schmerz in den leidenden Zügen des Königs aus. Thränen rannen über seine hohlen Wangen nieder, und ein leises Stöhnen entrang sich seiner Brust. Als wolle er Fassung vom Himmel erflehen, so flog sein Blick jetzt

einige Mal rasch hinter einander nach oben, seine Thränen hörten zu fließen auf, und seine Augen schlossen sich.

Darauf wurde es still, todtenstille in diesem Zimmer. Das einzige leise Geräusch verursachte die an der hochgewölbten Zimmerdecke aufgehangene Alabasterlampe. Kein Laut, kein Athemzug verrieth aber sonst in diesem Gemache Leben.

Der König schien todt, und mitten in dieser Stille erwachte das Schlagwerk einer großen hier aufgestellten Räderuhr. Zwölf Mal fiel der eherne Hammer auf die Glocke. Es war Mitternacht, und auch außerhalb des Palastes lagerte eine unheimliche Stille. Doch es währte nicht lange, so fing die Luft heftig zu wehen an; der Wind wurde zum Sturm und entwurzelte, wie bei Ludwigs Geburt, Bäume, rieß die Zügel von den Dächern und zersplitterte an manchen Orten die Fenster. In den meisten Häusern brannten noch Lichter, und da und dort hörte man Gebete und geistliche Lieder aus den Stuben, denn diese Nacht war es ja, in welcher nach den Aussagen der Aerzte Ludwig sterben sollte.

Frankreichs Monarch schien auch wirklich in den letzten Zügen zu liegen, als der Herr, gerührt von den Thränen, Almosen, Gebeten und dem Jammern und Seufzern eines trostlosen Volkes, ihm das Leben und die Gesundheit wieder schenkte.

Zuvor hatte Ludwig ein himmlisch schönes Gesicht. Er sah, scheinbar dem Tode entgegenschlummernd, den

Himmel sich öffnen, und aus wolkenlosen, glanzumflossenen Höhen ein Kreuz auf ihn nieder schweben, umgrünt von Loorbeer und Palmen. Viele Gestalten, die er nach den Gemälden, welche in der königlichen Bildergallerie aufgehangen waren, erkannte, sah er. Sein geistiges Auge schaute alle jene Fürsten Frankreichs, die in guter, frommer Absicht das Kreuz an die Brust geheftet, und unter diesen strahlte Gottfried von Bouillon am hellsten und reinsten hervor. Sein Schild leuchtete wie die feurige Scheibe der Sonne, und sein Antlitz war heiliger und verklärter wie all' die der Uebrigen. Das freundliche Heldenauge dieses Fürsten schwebte wie ein leitender Stern der Gnade auf den kranken König herab. Mit vor Begierde zitternden Händen, griff er nach dem flammenden Kreuze, und drückte es an seine Brust. Eine nie gefühlte Wärme rieselte dabei durch sein Herz. Er spürte, wie das Blut in seinen Adern wieder kräftig zu kreisen und zu wallen begann, und unter den Worten: „So wahr mir Gott helfe, will ich getreu dieses Kreuz nach dem gelobten Lande tragen!" erwachte er.

Bewegung und Sprache waren ihm wiedergekehrt. Er konnte sich im Bette aufrichten, und bevor er die lieben Seinen zu sich rufen ließ, faltete er die Hände, und dankte unter tiefer, heiliger Rührung dem Herrn.

Wie erstaunte nun aber Margaretha, als gegen Morgen, wo der Sturm zu wüthen aufgehört hatte, eine ihrer Frauen berichtete, ein Diener des Königs sei mit der Mel-

dung da, der erlauchte Gemahl wünsche sie zu sprechen. Sie flog mehr als sie ging, und als sie jetzt den, den sie lebend nicht mehr zu sehen gehofft, im Bette aufrecht sitzen und die Arme nach ihr ausstrecken sah, die seit Wochen keiner Bewegung fähig gewesen, stürzte sie, Gott preisend, auf die Knie und dann erst an die Brust des Gatten. Nun hörte sie auch seine Sprache — die liebe Sprache wieder, und als ihr der Genesende, dessen Krankheitskrisis so wunderbar zu seinen Gunsten ausgefallen, das gehabte Gesicht erzählte, so that auch sie keine Einsprache mehr, daß er den Kreuzzug mitmachen solle. Auch Blankas Thränen und Bitten verstummten, und den ersten Befehl, den nun Ludwig nach wieder erlangter Sprache gab, lautete: der Bischof Wilhelm von Paris möge sich zu ihm begeben.

Von diesem geistlichen Oberhirten begehrte er das Kreuz; dann legte er in seine Hand das feierliche Gelübde ab, ohne Zögern dem heiligen Lande zu Hülfe zu eilen.

Mit tiefer, heiliger Rührung empfing der König das Kreuz; er küßte es mit zärtlicher Andacht, und erklärte — er sei gesund.

Dreizehntes Kapitel.

Das Weihnachtsfest.

Als die Gesundheit des frommen Königs wieder völlig hergestellt war, erneuerte er sein Gelübde, und rüstete sich zum Kreuzzug nach Palästina. Auf sein Geheiß versprach man denen, die das Kreuz nehmen würden, große Vortheile und Freiheiten. Es wurde festgesetzt, daß vier Jahre lang zwischen den Fürsten des Reiches Frieden sein, und kein Turnier gehalten werden solle. Ferner mußten zum Behufe dieses Kreuzzuges alle Geistlichen ohne Ausnahme den zehnten Theil ihrer Einkünfte erlegen, und zur Unterhaltung des Kreuzheeres errichtete man auf der Insel Cypern, wo Heinrich von Lusignan regierte, große Vorrathshäuser. Um diesen Zweck zu fördern, begaben sich der Graf von Bar und der Herr von Beaujen nach Italien und machten mit verschiedenen Handelsstädten wegen des herbei zu schaffenden Unterhaltes, besonders mit Venedig, feste Verträge. Selbst Friedrich der Andere befahl aus Erkenntlichkeit gegen Ludwigs Freundschaft den Sicilianern, daß sie den Franzosen für den gewöhnlichen Preis alle Bedürfnisse zu liefern haben.

Ludwig, dessen Absicht immer fromm, edel und noch klüger war wie bei seinen Vorfahren, machte nun nach dem längst üblichen Beispiele der Kreuzfahrer sein Vermächtniß und den letzten Willen bekannt; auch schickte er im ganzen Lande Ordensleute herum, welche verkünden mußten, daß der König bereit sei, einem Jeden, der Grund habe sich über ihn zu beschweren Genüge zu leisten.

Außer Heinrich, Englands König, welcher jetzt die Gewissenszärtlichkeit Ludwigs zu seinen Gunsten benützen wollte, erhob Niemand eine Klage, so daß außer Richard, dem Bruder Heinrichs, kein Unzufriedener vor Ludwigs Thron erschien. In beredter Sprache machte nun dieser Richard Frankreichs König Vorstellungen, daß er sowohl die Normandie, als auch die Grafschaft Poitu auf eine unrechtmäßige Weise besitze, und daß Gott, der Gerechte, sicherlich seine Gnade dem Kreuzzuge nicht eher angedeihen lassen werde, bis man der Krone Englands die ihr gebührenden Lande zurück gegeben.

Ludwig bekam wirklich, so ungegründet auch diese Anforderung war, Gewissensbedenklichkeiten, und übertrug daher den Bischöfen dieses Herzogthumes, das er unrechtmäßig besitzen sollte, den Streit zur Entscheidung. Diese sprachen zu dem größten Mißvergnügen des Königs von England ein Urtheil.

So war denn auch dieser Stein des Anstoßes hinweg geräumt, und es blieben nur noch die hartnäckigen Familienstreite zwischen den Häusern von Toulouse und

Provence zu schlichten übrig. Als auch das zu Stande gebracht war, erklärte Ludwig vor einer allgemeinen Versammlung der Reichsbarone in Paris, daß er im Brachmonat des Jahres 1248 die Reise nach dem gelobten Lande antreten werde. Dabei nahm er den Baronen einen feierlichen Eid ab, daß sie seiner Mutter Blanka, die unterdessen das Reich verwesen sollte, in wichtigen Angelegenheiten an die Hand gehen, und seinen Kindern treu bleiben werden, wenn ihn auf dem Meere oder in der Feldschlacht der Tod ereilen sollte.

Zwischen England und Frankreich wurde ein Waffenstillstand festgesetzt, den der Papst garantirte. Eine ernste Frage blieb es aber noch immer, wie jene stets über Aufruhr brütenden Vasallen, unter welchen die Grafen von la Marche und Bretagne, wie auch der Graf von Toulouse die gefährlichsten waren, zum Kreuzzuge zu bewegen seien, damit sie nicht in der Abwesenheit des Königs abermals den Landesfrieden stören.

Einen direkten Befehl ergehen lassen, wollte Ludwig nicht, und um diese Angelegenheit, die einer gar ernsten Beachtung würdig war, reiflich überdenken, und einen heilbringenden Entschluß fassen zu können, der nicht unzufriedene Gemüther schaffe, begab sich Ludwig in die stillen, heiligen Mauern von Rojaumont.

Wie gewöhnlich, so empfing er auch jetzt hier nach abgelegter Beichte das heilige Abendmahl, und verweilte dann drei Tage und drei Nächte unter Gebet und Fasten in der Abtei.

Der Herr, zu welchem der fromme König hier

sein Gemüth erhob, gab ihm einen Gedanken ein, und hocherfreut darüber, kehrte er am vierten Tage wieder an den Hof zurück.

Unferne war das Weihnachtsfest, zu welchem gewöhnlich alle Großen des Reiches geladen wurden, die nach der damaligen Sitte von des Königs Huld schöne mit edeln Pelzen gefütterte Mäntel zum Geschenke bekamen.

Zu diesem Feste wurden nun in bedeutender Anzahl solche Mäntel gefertigt, und auf jeden derselben große Kreuze von Gold oder Silber, je nach der Farbe des Stoffes eingemerkt. Das geschah auf Ludwigs Befehl, und sollte nach seinem Willen vorläufig geheim gehalten werden.

An dem zur Austheilung der Mäntel bestimmten Weihnachtsabend ließ nun König Ludwig bekannt machen, daß er am künftigen Morgen sehr frühe zur Messe gehen werde.

So kam es denn, daß sich noch bei völliger Nacht die eingeladenen Ritter und Großen des Reiches in den Vorzimmern versammelten, wo man absichtlich nur so viele Lichter aufgesteckt hatte, daß Einer den Andern kaum sehen konnte. Nun brachten die Pagen die von dem König zu Geschenken bestimmten kostbaren Ueberwürfe, und da auch in demselben Augenblicke mit den Glocken das Zeichen zur Messe gegeben wurde, so warf Jeder rasch den Mantel um, und folgte dem König, der bei den ersten Glockenklängen erschien.

Nur der Altar war von einem flimmernden Ker-

zendiadem umstrahlt, die Räume aber, wo die mit Purpur behangenen Betstühle standen, waren dunkel.

Ludwig allein kniete vorne am Altare, und neben ihm seine edle Gemahlin Margaretha, die durch keine Bitten und Vorstellungen von der Begleitung ihres königlichen Gemahls nach dem gelobten Lande abzuhalten war. Auf der linken Brust ihres schwarzsammetnen Kleides glänzte in schöner Stickerei ein Kreuz von Silber, und der purpurne, mit Hermelin verbrämte Ueberwurf des Königs zeigte ein Kreuz von Gold. Die Hände gefaltet, und die edlen Stirnen geneigt, kniete das hohe Paar auf den Stufen des Altares, und die edlen Herren, welche das Kreuz auf dem Gewande der Königin erblickten, konnten sich über ihren muthigen Entschluß nicht genug wundern. Ein Gemurmel beifälligen Erstaunens erhob sich, und Manche, die bis jetzt noch unentschlossen waren, ob sie den Kreuzzug mitmachen oder hier im Lande eine günstige Gelegenheit zu neuer Empörung abwarten sollten, änderten jetzt schon ihr aufrührerisches Vorhaben.

Da dämmerte nun endlich der Morgen, und Ludwig, der die ersten Sonnenstrahlen durch die Kirchenfenster dringen sah, flehte jetzt den Herrn an, er möchte mit dem Lichte zugleich seine Gnade senden.

Jetzt erst, als das Dunkel vor den siegreich hereinbrechenden Sonnenstrahlen zu weichen begann, sah jeder der hier versammelten hohen Herren mit großer Verwunderung auf dem eigenen Kleide wie auf den Ueberwürfen der Andern die mit kunstfertiger Hand

gestickten goldenen und silbernen Kreuze, die, von der Sonne beschienen, wie Sterne flimmerten.

Ein „Ach!" der Ueberraschung flog nun von den Lippen Aller; leicht errieth Jeder die edle Absicht des Königs; und ob es gleich nur ein Scherz war, der zu keiner Pflicht verbindlich machte, so schämten sich die Ritter doch, sich von dem bevorstehenden Kreuzzuge auszuschließen, und zwar um so mehr, da selbst die Königin, eine zarte, schwache Frau, die Gefahren des hohen Gemahles theilen wollte.

Ludwig, dem die mächtige Bewegung nicht entging, hielt jetzt eine tiefe erschütternde Rede, von welcher Alle so sehr ergriffen wurden, daß sie, ohne irgend eine Einwendung zu machen, das Kreuz nahmen. Obgleich dem frommen König das unglückliche Schicksal des Friedrich Barbarossa und das des gefangenen Richards von England wie eine finstere Wolke vor Augen schwebte, so war er doch jetzt guter Hoffnungen voll, und als er die, welche das Kreuz nahmen, überzählte, beugte sich seine erhabene Seele vor Gott, dem gewaltigen Lenker des menschlichen Herzens.

Die Vornehmsten, die sich allsogleich nach beendigter Messe zu dem Kreuzzuge entschloßen, waren Robert Graf von Artois, Alfons Graf von Anjou und Maine; Karl Graf von Poitou und Auvergne, der nachmalige König von Neapel und Sicilien; Peter Graf von Bretagne und sein Sohn Johann; Hugo Herzog von Burgund; Wilhelm von Dampierre, Graf von Flandern; der tapfere Graf von St. Paul und sein

Neffe Gaucher von Chatillon; Hugo von Lusignan, Graf von la Marche, und Hugo der Braune, sein Sohn. Ferner die Grafen von Dreux, von Bar, von Soissons, von Rethel, von Montfort, von Vendome. Der Cònnetable Humbert von Beaujau, der Oberstkammerherr Johann von Beaumont, Philipp von Courtenai, Archembald von Bourbon, Rudolph von Conci, Johann von Barres, Gaubert von Aspermont und seine Brüder Egid von Mailli, Robert von Bethune, Hugo von Noailles und Johann von Joinville, Seneschal von Campagne, der später diesen Kreuzzug beschrieben.

Zu diesen Großen gesellten sich noch die Erzbischöfe von Rennes und Bourgues, Robert, Bischof von Beauvais; Garnier, Bischof von Laon und Wilhelm, Bischof von Orleans, nebst vielen andern Grafen, Prälaten, Baronen und Rittern.

Auf diese Weise sah Ludwig lauter Sprossen aus den edelsten Geschlechtern, in den Kreuzzug willigend, um ihn versammelt, und die Bemühungen zu seinem so edlen Zwecke gekrönt.

Nach diesem hochwichtigen Begebnisse, welches das lastende Gewicht der Sorge größtentheils von seinem Herzen hinweg nahm, versuchte er es noch ein Mal, auf des Kaisers Begehren, zwischen ihm und dem Papste Mittler zu sein. Er that dem geistlichen Oberhirten den Vorschlag, Friedrich wolle nach dem heiligen Lande reisen, niemals wieder von da zurück kehren, seine Schätze und Waffen allein nur zu dem Untergang der

Ungläubigen anwenden, das ihm zustehende Königreich Jerusalem wieder aufrichten und in den alten Glanz versetzen, wenn ihn dagegen der Papst des Bannes entledigen und seinen Sohn Konrad zum Kaiser machen würde.

Der Papst wies jedoch dieses Anerbieten zurück, denn er wußte, daß der Sohn so gefährlich sei, wie der Vater, was denn dem immer zur Versöhnung geneigten Gemüthe Ludwigs, der die Weigerung des Papstes mit demüthiger Gelassenheit ertrug, ein großes Herzensleid zufügte.

Als endlich Alles zu dem Heereszuge bereit war, ging Ludwig mit seinen Brüdern Robert und Karl nach S. Denis. Hier betete er lange und voll Inbrunst an den Grabmälern der heiligen Martyrer, und empfing dann aus den Händen des päpstlichen Legaten Otto, der ihn während der ganzen Reise begleiten sollte, die Oriflamme, die Pilgertasche und den Pilgerstab. Hierauf erklärte er die Königin Mutter feierlich zur Regentin des Reiches und gab ihr vollkommene Macht und Gewalt, in ihren geheimen Rath aufzunehmen und auszuschließen, wen sie wolle.

Darauf erfolgte nun ein thränenvoller Abschied von seiner Mutter und von seinen lieben Kindern, die er und Margaretha der Sorge und Obhut dieser klugen edeln Frau übergaben.

Als der fromme König die weinenden Kinder an das Herz drückte, sie dann niederknieen hieß und ihnen die vor Rührung zitternden Hände segnend auf die zar-

ten Scheitel legte, schluchzte das umstehende Volk laut; als endlich diese schmerzliche Scene beendet war, und sich die Reihen der Krieger marschfertig in Bewegung setzten, begleiteten den edeln Fürsten und seine erlauchte Gemahlin, die über die Trennung von den geliebten Kindern in Thränen zerfloß, laut die Wünsche des Volkes, die dem scheidenden königlichen Paare mit bebenden Stimmen und gepreßten Herzen ein schmerzliches, doch zugleich hoffnungsvolles „Lebewohl" nachriefen.

Auf dem Heereszuge nach der Provence wurden dem König überall Blumen gestreut, und jeder Unterthan, der ihm in das ruhige, milde Antlitz und in das edle, verklärte Auge schaute, gestand sich im Stillen: „Mit dem ist Gott!"

Vierzehntes Kapitel.

Eroberung von Damiette.

Am 25. August 1248 schiffte sich endlich Ludwig mit dem staatlichsten Kreuzheere, das je nach dem Orient gewandert, zu Aigues=Mortes ein. Erst, als sich Alles an Bord befand, bestieg der König das für ihn eingerichtete Schiff, wornach auf seinen Befehl die Priester den Hymnus: „Komm heiliger Geist," anstimmten.

Nach einer glücklichen Fahrt von drei Wochen lief das Kreuzheer zu Cypern in dem Hafen von Limisso ein.

König Heinrich von Lusignan empfing hier den Souverain von Frankreich in Begleitung aller seiner Großen und führte ihn nach Nikosia, der Hauptstadt seines Reiches.

Wohl fand man hier reich gefüllte Getraidespeicher, Wein und alle nöthigen Lebensmittel im Ueberflusse, die ungewohnte Luft aber, wie das schlechte Wasser erzeugten bald eine Art von Pest, welche in kurzer Zeit zwei hundert und fünfzig Ritter, abgesehen von dem gemeinen Kriegsvolke, hinweg raffte. Ohne die Gefahr

zu scheuen, besuchte auch hier Ludwig wie früher die Kranken, und wurde, während er an Diese Arznei, an Jene Geld austheilte, Allen ein liebevoller Tröster.

Indem man nun noch einige Schiffe erwartete, rückte der Winter heran, und das Kreuzheer war deßhalb genöthigt, während desselben in Cypern zu verweilen.

Diese Zeit benützte der fromme König auf eine gar edle Weise, und seinen klugen, liebevollen Vermittlungen gelang es, die Streitigkeiten der Johanniter und Tempelherrn, ferner die des Königs von Armenien und des Fürsten von Antiochien und Tripoli, die einen heftigen blutigen Krieg gegen einander führten, beizulegen. Auch versöhnte er die Genueser und Pisaner. Offenbar begleitete diese seine Unternehmungen ein Hauch der Gnade, denn er war so glücklich, die mit ihrer Kirche Gespaltenen zu derselben zurück zu führen, und mehrere saracenische Sklaven zum wahren Glauben zu bewegen.

Während sich nun das Kreuzheer in Cypern befand, und sich zu fernern Unternehmungen rüstete, schickte ein tartarischer Fürst, Namens Erkalthay, an Ludwig einige Gesandte, welche ihm zu seinem glorreichen Unternehmen Glück wünschten, und ihm sagten, ihr Herr habe vor etlichen Jahren den christlichen Glauben angenommen und die Christen bisher mit dem wärmsten Eifer unterstützt.

Ueber diese Kunde war der König ungemein erfreut; er behandelte die Gesandten auf das liebevollste und

freundschaftlichste, ließ sie fürstlich bewirthen, und gab ihnen, als sie abreisten, einige Mönche zur Begleitung mit.

Vergebens suchten nun diese frommen Männer den angeblich mächtigen Erkalthay, und am Ende stellte es sich heraus, daß er nur eine sehr unansehnliche, geringe Rolle spielte, und durch seinen Wandel ein solches Christenthum äußerte, wie es eben in den Morgenländern Mode war.

Endlich erschien der längst herbeigewünschte Frühling und mit ihm eine mächtige Verstärkung durch den Grafen Wilhelm von Salisbury, der mit vielen englischen Rittern zu dem Kreuzheere stieß.

Weil die Gesetze der Ehre der Ritterschaft und der Religion den Angriff auf ein Land, ohne eine vorherige Kriegserklärung nicht erlaubten, so that jetzt der König von Frankreich dem Sultan von Aegypten in einem Schreiben kund, daß er sich gegen ihn zum Kriege rüsten möge, im Falle er sich weigere, den Christen die entrissenen Plätze zurück zu geben.

Dieses Sendschreiben trug ganz den Stempel eines unerschrockenen Helden, und zugleich den eines von Glaubenseifer ganz durchdrungenen Missionärs.

Nodgemeddin Ajayüb, mit dem Beinamen Melech Salah wies den französischen Gesandten mit einer Antwort voll übermüthigen Stolzes von sich, worauf Ludwig am Abend vor Pfingsten d. J. 1249 mit seinem Kreuzheer von Cypern absegelte. Schwere Wetterwolken umhüllten bald den Horizont, und die entfesselte

Furie des Sturmes eilte brausend über die wirbelziehenden bergehoch aufgethürmten Meereswogen hin. Der Sturm wüthete mit gleicher Gewalt mehrere Tage fort. Die Flotte wurde getrennt, und der König kam nach fünf Tagen nur mit wenigen Schiffen vor Damiette an.

Hier hatte sich der stolze Sultan mit zahlreichem Kriegsvolke an der Küste aufgestellt, und seine Seemacht bewachte die siebenfache Mündung des Nils.

In dieser verhängnißvollen Lage rief der König einen Kriegsrath zusammen und machte seinen Entschluß geltend, unverzüglich zur Landung zu schreiten.

Ludwigs Feldherrn und Ritter fanden dieses Unternehmen, weil kaum der dritte Theil der Flotte beisammen war, mehr als kühn, und suchten ihm daher dasselbe auszureden. Ludwig aber, überzeugt, daß jede Verzögerung den Muth der Seinigen beugen und die Feinde beherzter machen würde, behauptete beharrlich seinen Willen.

Der Sultan überließ seiner Unpäßlichkeit halber die Anführerstelle dem Emir Phakhreddin, einem der berühmtesten Feldherrn in Asien, und zog sich auf eines seiner Lustschlösser zurück.

Der schlachtengeübte Phakhreddin wehrte nun dem Kreuzheere die Landung, und Ludwig, dem es nicht entging, daß seine Leute zauderten, sich mit dem so sehr überlegenen Feinde in einen Streit einzulassen, sprang jetzt zuerst aus dem Schiffe und wadete, das Schlachtschwert in der Faust, durch das Wasser, das ihm bis

an die Schultern ging. Ob diesem Beispiele erhabenen Muthes entbrannten die, welche den frommen Helden so frei von Todesfurcht dem Feinde entgegen gehen sahen, in hoher Kampfeslust; Alle stürmten ihm nach und auf den Emir und dessen Mannen los.

Im dichtesten Gedränge schlug sich der König wie ein unverwundbarer Mann. Voll scheuen Entsetzens flohen die Aegyptier vor Ludwigs bluttriefendem Schwerte, und mancher der Seinen erhielt von dem Feinde den Todesstreich, während er mit Lust und Erstaunen, die Gefahr vergessend, auf den heldenmüthigen, königlichen Kämpfer blickte.

Einem Bären gleich, der einmal gereizt, keine Wunde scheut, schlug sich in der Nähe des Königs ein Ritter. Sein Bart war eisgrau wie seine Haare, doch in seinem Arm, der mit dem Schwerte schreckliche, zerschmetternde Streiche auf die Ungläubigen führte, schien noch das Blut und die Kraft der Jugend zu kreisen.

Ludwig kannte den Mann. Es war jener Krieger, den er einst in später Nacht mit seinem Besuche in einem Hospital der Heimath beehrt hatte; derselbe, von dem sich die Kranken absondern ließen, weil er, mit seinem Schicksale zerfallen, Gott läugnete, derselbe, der durch einen Traum der Gnade und durch des edlen Königs gottselige Sprache wieder zur Pflicht und zu seinem Glauben zurück gekehrt war. Als betagter Mann hatte er es gelobt, nach der frühern, so unreinen Pilgerfahrt jetzt würdig den Kreuzzug mitzumachen, und obgleich es das erste Mal war, daß ihn

Ludwig seit jener Zeit wieder zu Gesicht bekam, so erkannte er ihn doch auf der Stelle.

Das Gewirre des Kampfes trennte aber den alten Ritter bald wieder von dem König, und er kam plötzlich, von einem jungen Türken wüthend angefallen, hart in's Gedränge.

Wie ein leuchtender Blitz umkreiste die gekrümmte Klinge des Gegners das Schlachtschwert des Alten, der seine Kräfte bereits schwinden fühlte, und kaum mehr befähigt war, die rasch auf einander folgenden Streiche des Türken abzuwehren. Schritt für Schritt weichend, fiel er plötzlich, indem sein Fuß auf dem blutgedrängten schlüpferigen Boden ausglitschte, rücklings nieder, und nun wäre es auch sicherlich um ihn geschehen gewesen, würde nicht in diesem Augenblicke die allgemeine Flucht der Feinde erfolgt, und der König, der nun vom Kampfe abstand, zu seiner Rettung herbei geeilt sein.

Ludwigs starke Faust erfaßte den jungen Türken eben beim Gewande, als dieser seinen auf die Leichen hingestreckten Gegner mit dem Dolche durchbohren wollte. Es riß entzwei das Gewand und auf der Brust dessen, den des Königs sieggewohnte Faust erfaßt, wurde eine silberne Medaille sichtbar, die das Gepräge eines Wappens trug.

„Haltet ein, im Namen Jesu und seiner allerheiligsten Mutter!" rief da der alte Krieger, von der leichenbedeckten Erde aufspringend, indem er sich zwischen den König und den jungen Aegyptier warf, die jetzt Brust an Brust erbittert mit einander rangen.

Bleich wie der Tod, und vor Aufregung zitternd, suchte er die Hand des Königs zu lösen, die den Ungläubigen bei der Kehle gefaßt und eben zu Boden stürzte.

Ludwig, hierüber erstaunt, warf dem Alten einen fragenden Blick zu; der aber verdoppelte seine Anstrengung, und die Hand des Königs ließ ab, den am Boden Liegenden zu würgen.

„O Gott meiner Väter! O gnädig waltende Vorsehung! Gib mir Fassung, daß ich nicht vor Freude den Verstand verliere!“ rief jetzt der Alte, hin zu dem halb Bewußtlosen auf die Kniee sinkend, die Medaille, die dieser an der Brust trug, an seine Lippen drückend und stöhnend vor Lust und Schmerz.

„Oskar! Oskar!“ rief er dann in einem Tone, in welchem sich heilige Schauer und die innigste Liebe kund gaben. Dabei faßte er die Hände des Ungläubigen an, und in die Züge desselben schauend, brachen Thränen unter seinen grauen Wimpern hervor.

Als der alte Mann den Namen Oskar rief, zuckte der Aegyptier auf eine eigene Weise zusammen, denn an diesen Namen knüpfte er gewaltige Erinnerungen. Wie träumend richtete er sich auf, faßte dann mit beiden Händen den alten Mann bei der Brust, und starrte mit einem sonderbaren Gemisch aufsteigender Empfindungen unverwandt in das gefurchte Gesicht des Greises, der ihn jetzt mit dem Rufe: „Mein Sohn, mein theurer geliebter Oskar!“ in die Arme schloß und an das Vaterherz zog.

Der König, der trotz der entschwundenen Jahre

dennoch das nicht aus dem Gedächtnisse verloren hatte, was ihm der Alte einst im Hospitale erzählt, stand tief ergriffen neben der Gruppe der sich jetzt fest und innig Umschlingenden. „Erkennet Beide," rief er, „an diesem wunderbaren Zusammentreffen die Fügungen eines Gottes, der über der Erde wacht! Und Du, Oskar," rief er dem jungen Manne zu, der jetzt wieder die Züge des Vaters erkannte, und stammelnd seinen Namen rief, „kehre zu dem Herrn und deiner Kirche zurück!"

„O, königlicher Herr, Ihr seid ein Heiliger, ein Engel!" sprach jetzt der glücklichste der Väter, furchtbar erschüttert, und dem Sohne Frankreichs König nennend, sagte er: „Dieser fromme, edle Fürst gab mich meinem Gott wieder und eben rettete er mir das Leben und bewahrte Dich — vor Vatermord! O, Sohn, sinke hin zu den Füßen dieses erhabenen Monarchen, umfasse seine Kniee und bitte ihn um das Kreuz, das Du fürder, wie ich hoffe, vertheidigen wirst."

In diesem Augenblicke keuchten die Wurfgeschütze, gewichtige Steinmassen auf die türkische Flotte ausspeiend, die theils untergesenkt wurde, theils floh. Die Kraft des Halbmonds brach an der Stärke des Kreuzes, und Oskar, der unter den Ungläubigen in der Lehre des Korans erzogen wurde, blickte unter heiligen Schauern auf den sinkenden Halbmond und auf die überstürzende scheue Flucht des sieggewohnten Emirs Phakhreddin; dann kreuzte er die Hände über der Brust, beugte sich vor Frankreichs frommem König bis zur Erde, schwur

die Lehre des Korans ab und nannte zum ersten Male wieder Jesum Christum, in dessen Namen man ihn getauft.

Am ersten Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste hielt Ludwig in einer feierlichen Procession mit bloßen Füßen und unbedeckten Hauptes den Einzug in Damiette. Im härenen Gewande folgte auch Oskar als ein zu seinem Glauben zurückgekehrter Büßer dem Zuge, und Alle, die den greisen Vater an seiner Seite einherschreiten sahen, flüsterten sich es unter der innigsten Theilnahme zu, wie der alte Mann durch Gottes gnädige Fügung den Sohn, den ihm einst die Ungläubigen geraubt, wieder gefunden habe.

Der päpstliche Legat weihte nun die große Moschee wieder ein, welche ehedem, als Johann von Brienne Damiette einnahm, der heiligen Jungfrau gewidmet wurde, und es erschallte das feierliche Te Deum Laudamus an eben dem Orte, wo man Mahomeds Namen so oft gepriesen, und die Messe wurde mit der reinsten gefeiertesten Andacht gehalten.

Alle Kreuzfahrer äußerten an diesem merkwürdigen Tage die lebhaftesten Empfindungen der Frömmigkeit und Christusverehrung, und Ludwig dieser edle König faßte den Entschluß, bei dieser Kirche ein Bisthum und Kapitel zu errichten, damit der Ort, der so lange durch den Unglauben der Mahomedaner geschändet worden, desto mehr gereinigt und geheiliget werde.

Fünfzehntes Kapitel.

König Ludwigs Gefangenschaft.

Die Ueberschwemmung des Nils nöthigte den König sich länger in Damiette aufzuhalten, als es in seinem Plane lag; in dieser Unthätigkeit verfiel das Kreuzheer in mancherlei Ausschweifungen, so, daß von vielen Seiten laute Klagen bei Ludwig einliefen. Der fromme König bat, ermahnte und strafte die Verbrecher, und um endlich wieder einige Thätigkeit in die Kriegerhaufen zu bringen, ließ er in Damiette eine starke Besatzung und seine erlauchte Gemahlin zurück, während er selbst mit dem übrigen Theile des Heeres nach Groß-Kairo zog.

Der alte Graf von Bretagne, der sich im Kriegswesen viele Erfahrungen gesammelt hatte, meinte zwar, es wäre vortheilhafter, sich zuerst Alexandriens zu bemächtigen, weil man daselbst einen sichern Hafen erlangen, das Heer von Damiette, Palästina und Cypern aus mit allen nöthigen Lebensmitteln reichlich versorgen und dagegen dem Feinde die Zufuhr abschneiden könnte.

Ludwig schenkte diesem Vorschlage allsogleich Beachtung, und berief einen Kriegsrath zusammen.

Die junge Ritterschaft meinte jedoch, es wäre ruhmvoller, wenn man ohne Umweg auf Groß-Kairo losgehen würde. Die ältern erfahrenern Ritter widersprachen ihnen, und dieser Kriegsrath würde wohl nicht so rasch geendet haben, wenn nicht des Königs Bruder, Robert Graf von Artois, durch sein Ungestüm den Ausschlag gegeben hätte. „Was zaudern wir!“ rief er. „Ist nicht mein Bruder, der längst erwartete Graf Alfons von Anjou, mit beträchtlicher Verstärkung angekommen? Sind nicht auch die Schiffe, die der Sturm von uns getrennt, endlich eingelaufen, und übersteigt die Frechheit dieses Phakhreddin, der jedem seiner Leute ein Goldstück für einen Christenkopf bezahlt, nicht alle Grenzen? — Deßhalb ohne Zaudern vorwärts! Wenn man eine Schlange tödten will, so muß man ihr vor allen Dingen den Kopf abhauen!“

Diese Worte des heftigen, heldenkühnen Grafen Robert wurden mit allgemeinem Jubel aufgenommen; man setzte den Marsch fort, und in dem Delta, das sich zwischen den Armen des Nils ausbreitet, schlug man ein Lager.

Phakhreddin wehrte das Ueberschreiten des Flusses; und da auch die Kreuzschiffe, die auf dem nach Abend strömenden Arme hinsegelten, nicht zu den andern gelangen konnten, so suchte man einen Damm nach dem Ufer auszuführen.

Das war nun ein Unternehmen, das die höchste

Geduld und die beispielloseste Todesverachtung erforderte, indem die Feinde oft durch das von Kallinikus erfundene griechische Feuer, dessen Verfertigung den Franzosen unbekannt war, die Arbeiten von ganzen Wochen zerstörten.

Die Bestürzung des Kreuzheeres erreichte daher bald einen hohen Grad, und hätte nicht ein habsüchtiger Beduine um fünfhundert goldene Bizantiner eine Furt des Flußbettes verrathen, wo man mit den Pferden, ohne Schaden zu nehmen, übersetzen konnte, so hätte das Kreuzheer wahrscheinlich schon hier eine furchtbare Niederlage erlitten.

Nach dem Ueberschreiten des Nils eilte nun der König gerade auf das feindliche Lager bei Massura los und drang mit dem Vortrapp so unaufhaltsam ein, daß die Feindesreihen zerrissen und mehrere Emire, ja selbst Phakhreddin auf der Stelle getödtet wurden.

Als nun des Königs Bruder, der tollkühne Graf Robert, den Feind auf allen Seiten fliehen sah, so eilte er, taub gegen alle Vorstellungen, mit verhängtem Zügel an der Spitze seiner Leute den Flüchtenden nach. So wurde er von dem Kreuzheere getrennt, und die Feinde, die sich bald wieder von ihrem Schrecken erholten, und den heftigen Grafen von dem übrigen Kreuzheer rein abgeschnitten sahen, richteten mit dem griechischen Feuer, das sie aus ehernen Röhren bliesen, eine scheußliche Niederlage unter seinen Leuten an.

Der unglückliche Graf von Artois wurde durch den Anblick so vieler tapferer Kämpfer, die sein heftiges

Ungestüm dem Tode geweiht, so tief erschüttert, daß er von jetzt an mit dem Muth und dem Ungestüm eines Verzweifelten kämpfte. Doch was half das gegen die so sehr überlegene Macht der Türken. Es konnte nur seinen Untergang verzögern, gewiß aber war er. Unter einer bedeutenden Anzahl tapferer Ritter, die sämmtlich nach und nach todt hingestreckt wurden, fiel er zuletzt, um und um mit Blut und Wunden bedeckt.

Auf einer Schichte von Feinden, die er im Gefechte getödtet, hauchte der unglückliche Graf Robert seine Seele aus, und sehr rühmlich wäre gewiß sein Heldentod gewesen, wenn nicht tollkühne, unbesonnene Verwegenheit ihn herbeigeführt hätte.

Unter den todten Kreuzrittern, die um den Bruder des Königs fielen, zählte man allein zwei hundert achtzig Tempelherren, deren Großmeister sich nur, unterstützt von dem alten Grafen von Bretagne, mit dem Verluste eines Auges durchschlug.

Alle von den Kreuzrittern bisher errungenen Vortheile gingen in dieser verhängnißvollen Feldschlacht wieder verloren. Die ermuthigten Feinde kehrten von allen Seiten zurück, und nun stritt Mann gegen Mann. Die Wurfmaschinen, wie Bogen und Armbrust wurden nicht mehr gebraucht, und nur in Stößen und Hieben begegneten sich die Schwerter und Lanzen der erbitterten Feinde.

Ludwig, der so viel Unglück nicht unthätig mit ansehen wollte, stürzte sich mitten in's Schlachtgetümmel, wurde aber von dem edeln und erfahrenen Johann

von Vallerie durch Bitten und Gewalt wieder zurück gebracht.

Wahrscheinlich erkannte jetzt einer der Feinde Frankreichs König, denn plötzlich stürzte eine Schaar entschlossener Türken mit wildem Allahgeschrei auf ihn und auf sein Gefolge ein, und als dieses theils getödtet, theils von den Rossen gestürzt war, ergriffen die Fäuste mehrerer Feinde die Zügel des Pferdes, das der König fechtend unter sich tummelte.

Ludwig aber, den im Rücken der Nil deckte, bediente sich seines guten Schwertes mit solchem Erfolg, daß er schon wieder frei war, als die Seinen herbei eilten, um ihn zu retten. Erst als die Nacht ihren schwarzen Mantel über das Schlachtfeld fallen ließ, trennten sich die Kämpfer, die Waffen voll Scharten, die Leiber mit Wunden und die Rüstungen und Gewänder mit Blut und Staub bedeckt.

Nach diesem Treffen, das durch den Eigensinn und durch das tollkühne Ungestüm des gefallenen Grafen Robert von Artois verloren ging, gerieth das übel zugerichtete Kreuzheer in Umstände, die noch weit betrübender waren, als das Schlachtenunglück selbst. Die unbegrabenen Leichname, auf welche die glühende Sonne des Orients mit versengendem Strahle niederbrannte, gaben einen unerträglichen, ansteckenden Verwesungsgeruch von sich. Auf Stundenweite war die Luft verpestet, so daß das Lager, wo auch bereits eine allgemeine Hungersnoth eingetreten war, in ein jammervolles Hospital umgewandelt wurde. Diese rasch auf-

einander folgenden Unfälle, nöthigten nun zum schleunigsten Rückzug nach Damiette. Der König aber, der sich nun selbst sehr schwach und leidend fühlte, erreichte es nicht. Bei einem neuerlichen Ueberfalle wurde er von den Saracenen gefangen.

Dieses harte Geschick, das ihm mit vielen seiner Ritter zu Theil wurde, konnte jedoch den Muth des frommen Königs und sein Vertrauen auf Gott nicht wankend machen. Obgleich in den traurigsten Zustand versetzt, und von Margaretha, der so theuern Gemahlin, getrennt, herrschte doch tiefe Ruhe in seiner Seele, und eine heilige, sanfte Heiterkeit strahlte aus seinem Gesichte, als man ihn zu dem Sultan Turan Schach führte.

Auf die Vorstellungen und Drohungen, die der Sultan Ludwig machen ließ, gab der König mit unerschrockener Gelassenheit und mit einem wahren christlichen Heldenmuthe zur Antwort: „Ich bin des Sultans Gefangener, er thue, was ihm beliebe!" Nun kam es zu Unterhandlungen, Ludwig aber wies beharrlich und unerschütterlich jede Forderung der Barbaren, die ihm ungerecht schien, zurück.

Turan Schach wurde darüber so erbittert, daß er den König mit dem Schrecklichsten bedrohte; der aber schien das gereizte Geschrei des Sultans nicht zu hören, und begnügte sich, ihm nur von Zeit zu Zeit einen Blick des Mitleidens zuzuwerfen, wenn dieser sich zu weit gegen ihn vergaß. Die Barbaren erstaunten über Ludwigs Benehmen. Sie gestanden, er sei der muthigste

Christ, den sie jemals geschaut, und Turan Schach, der stets mehr die Ueberzeugung gewann, daß er die Standhaftigkeit Ludwigs durch keine Drohworte erschüttern könne, ließ ihn durch einen Dollmetscher fragen, wie viel Geld er außer der Zurückgabe von Damiette für seine Befreiung erlegen wolle. Darauf entgegnete Ludwig: „Ich erwarte die Forderung des Sultans," und nun forderte dieser für Ludwigs Befreiung und für die Loslassung der französischen Ritter, welche mit ihrem König zugleich gefangen wurden, eine Million goldene Byzantiner.

Mit einem edeln Stolze antwortete da Ludwig: „Als König von Frankreich kann ich mich nicht für Geld verhandeln lassen, und ich bin daher geneigt, für die Freilassung meiner Person die Stadt Damiette wieder abzutreten, die Million Byzantiner aber zahle ich für die Befreiung meiner Leute."

Dieser großmüthige Entschluß des Königs gefiel dem Sultan so wohl, daß er ihm hierüber seine volle Hochachtung zu erkennen geben und hinzufügen ließ, durch sein heldenmüthiges, königliches Benehmen fühle er sich veranlaßt, den fünften Theil der Summe zu erlassen. Es wurden also acht Mal hundert tausend Byzantiner, welche nach der damaligen französischen Münze hundert tausend Marks Silber ausmachten, zum Lösegeld der Gefangenen bestimmt, und nun ein Vertrag geschlossen, daß während einer Dauer von zehn Jahren ein Waffenstillstand festgesetzt und gegenseitig alle Gefangenen frei gegeben werden sollten.

Die bis jetzt in Palästina von dem Kreuzheere eroberten Plätze sollten denselben verbleiben, bis auf Damiette, das Ludwig für seine Person abzutreten versprochen; die Kranken sollten aber dort bis zu ihrer Wiederherstellung zu verweilen, und dann ungefährdet zu Wasser oder zu Land in die Heimath abreisen dürfen. Beide Theile beschworen den Vertrag, und Ludwig hielt seiner Seits die eingegangenen Bedingungen so gewissenhaft und pünktlich, daß er dem Grafen von Montfort, — der ihm sagte, die Barbaren hätten aus Verstoß an der Geldsumme, die ihnen bezahlt werden mußte, 20,000 Goldstücke zu wenig bekommen, ohne es gewahr zu werden, — einen ernsten, nachdrücklichen Verweis gab, und ihn mit dem Auftrage zurück schickte, Alles zu bezahlen, was man schuldig sei.

Nun segelte der vielgeprüfte Monarch mit denen, welche gleich ihm in schmählicher Gefangenschaft geschmachtet hatten, nach Damiette, woselbst die Besatzung wegen des Schicksals der königlichen Familie ungemein bestürzt war. Unter so drohenden, unglücksschwangern Zeitenstürmen hatte hier die Königin Margaretha mit einem Prinzen entbunden, der in der heiligen Taufe die Namen Johann Tristan erhielt, als Andenken an die traurigen Begebnisse, die bei seiner Geburt obgewaltet.

Die Angst, die in Damiette die Herzen der Kreuzritter erfüllte und ihre sonst so muthigen Gemüther beugte, schwand, sobald sie den König wieder in ihrer Mitte sahen.

Hier wollte nun Ludwig seinem von so vielen Leiden gebeugten Heere einige Erholung gönnen, und sie labender Ruhe genießen lassen. In einer schrecklich herein brechenden Seuche schickte jedoch der Himmel eine neue, schwere Prüfung. Zu Hunderten und Hunderten wurden wieder die Kreuzsoldaten dahingerafft, die Muthlosigkeit schlich sich abermals in manches Herz, doch Ludwigs über jedes Unglück hoch erhabene Seele erkannte auch in diesem Uebel die Hand eines zärtlichen Vaters, der die Seinen züchtigt, um sie auf dem Wege der Demuth zu einigen.

Wie es der edle König schon oft bewährt, so behandelte er auch jetzt wieder die Kranken mit einer wahrhaft anstaunenswürdigen Sorgfalt und Güte. Er besuchte und tröstete sie, und nicht selten leistete er hier und dort Einem persönliche Hilfe, nicht achtend der Gefahr, der er sich selbst dabei aussetzte.

Als die Seuche allmählig zu wüthen aufhörte, und einige Begleiter des Königs nach Frankreich zurück kehrten, schrieb Ludwig jenen merkwürdigen Brief über seine Gefangenschaft und Befreiung, der jetzt noch in den Archiven aufbewahrt ist, und von dem ein Schriftsteller aus der Neuzeit sagt: „Dieser Brief ist ein köstliches Denkmal, worin man so edle und christliche Gesinnungen findet, und eine so erhabene Einfachheit, daß man unwiderstehlich anerkennen muß, so könne nur ein vom Geiste Gottes beseelter Mann schreiben.“

Endlich machte der König Anstalt, Damiette zu verlassen. Die Königin wurde mit ihren Damen und dem kleinen Prinzen auf ein wohlbemanntes Schiff gebracht, die Kranken aber und die Kriegsgeräthschaften blieben nebst dem übrigen Vorrathe noch in der Stadt bis zu gelegener Abfuhr. Nun theilte der König die nöthigen Befehle wegen der Uebergabe der Stadt aus, — und den Türken wurden die Thore geöffnet.

Wie konnte auch König Ludwig, der so ritterlich alle beschworenen Bedingnisse erfüllte, jetzt noch an meineidige Verrätherei denken? Doch — o Entsetzen! kaum hatte man die Türken eingelassen, so fielen diese — uneingedenk ihres Eides — über die Kranken her, und schlugen Alle todt, die sie fanden. Einige thaten sogar den fluchwürdigen Vorschlag, mit dem König und mit seinen Rittern ebenso zu verfahren. Diese schwarze That wurde aber noch von einem edeln Emir zu rechter Zeit abgewendet.

Wie schmerzlich der Anblick so vieler scheußlich dahin Gemordeter für den König war, kann nur von einem so edeln Herzen gefühlt, schwer aber beschrieben werden. Dieses blutigen Ereignisses halber blieb Ludwig, unerachtet der aufrührerischen Mameluken, die auch ihn mit Verderben bedrohten, noch einige Zeit nahe bei Damiette, und wendete mit dem größten Eifer seine Klugheit und seine Macht zu der Erleichterung jener Christen an, die sich noch in der Nähe befanden, und ihn dafür als ihren Vater segneten. Endlich begab sich Ludwig nach einer ein-

unddreißigtägigen Gefangenschaft, nach unseligen Mühseligkeiten und bestandenen Gefahren und nach unzuschildernder, erduldeter Schmach, abermals zu Schiffe; er kam den achtzehnten Mai 1250, zwar ohne fernere Mißgeschicke, aber in einem sehr zerrütteten Gesundheitszustande, in dem Hafen von Ptolemais an.

Sechszehntes Kapitel.

Der Sturm.

Während dieser so traurigen Vorkömmnisse in dem Orient verbreiteten sich in Frankreich die schmeichelhaftesten Gerüchte von dem Glücke des Kreuzheeres in Aegypten, und allgemein erzählte man sich, Ludwig habe den Sultan überwunden und sei bereits Meister des Orients. Um so größer war daher die Bestürzung, als endlich die wahren Nachrichten von der Gefangenschaft des Königs und von dem unbeschreiblich elenden Zustande des Kreuzheeres einliefen.

Aengstlich bemühten sich nun die Königin Blanka und der Papst Innocenz IV. dem vermeintlich noch in Gefangenschaft schwebenden König und so vielen braven Rittern Hilfe zu senden.

Ein sechzigjähriger Ungar, Namens Jakob, wußte durch seine Predigten bald so viel Volk angeblich zu diesem Zwecke zu gewinnen, daß mit ihm hätte wohl etwas ausgerichtet werden können, wenn diesem Menschen nicht der Segen von oben gefehlt hätte, der aus Haß gegen die Geistlichkeit den Cistercienserorden ver-

lassen hatte und nichts weiter als ein abenteuerlicher Schwärmer war.

Sein bleiches, eingefallenes Gesicht, seine tief liegenden von einem düstern Feuer belebten Augen, seine donnernde Stimme wie sein durchaus bußfertiges Aussehen, und eine Menge in seiner Willkür stehende Thränen gewannen ihm das Zutrauen des Pöbels, den er gegen die Geistlichkeit aufhetzte und in wilder Fluth mit sich riß.

Einem Geistlichen, welcher bei einer Predigt dieses Elenden anwesend war, und ihm zurief: „Du lügst, und verführst die Leute durch dein albernes und betrügerisches Geschwätz," wurde auf der Stelle der Kopf abgehauen. Darauf verwüsteten die von dem Ungar Bethörten aller Orten, wo sie hinkamen, die Häuser und Gehöfte der Geistlichkeit, verbrannten ihre heiligen Bücher und befleckten sich an vielen Orten mit dem Blute frommer gottseliger Männer.

Da fing man denn an, gegen diese Räuber und Mordbrenner ernste Maßregeln zu ergreifen. In Orleans wurden sie von vielen Braven, die sich zu diesem Zwecke verbanden, angegriffen und auseinander gesprengt. Der Papst that sie in Bann und die Obrigkeiten erhielten gemessene Befehle, sich ihrer nach Kräften zu bemächtigen.

Scheu und rastlos, gleich dem ewigen Juden, floh jetzt der entsprungene Mönch Jakob, der Urheber so vieler schlechter Thaten, durch das blutgefärbte Land, und schon glaubte er durch die ihm angeborne Schlau-

heit dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, als ihn in Bourges ein Fleischer ergriff, und mit dem Beile erschlug.

Unter dessen erwartete der König zu Ptolemais, besorgt für die in Aegypten zurückgelassenen Geiseln, sehnsüchtig Hilfe aus dem Heimathland. Um die wider Vertrag und Eid nach Kairo zurückgebrachten Franzosen loszukaufen, ließ er alle gefangenen Saracenen frei, und schickte auch den Rest der noch schuldigen Abfindungssumme an die Mameluken, die nach Ermordung des Sultans die oberherrliche Gewalt an sich gerissen hatten.

Da wurde nun Ludwig abermals belehrt, daß er es mit Treulosen zu thun habe, denn anstatt zwölf tausend Gefangene zurück zu bringen, brachten seine Abgeordneten kaum Tausend zurück. Die abgehenden eilf Tausend waren theils durch Krankheiten, theils durch die Dolche der Barbaren gefallen, welche sich vergebens bemühten, sie zu der Annahme ihres Glaubens zu bewegen, und unter den Zurückgekehrten waren drei hundert der vornehmsten Ritter — geblendet. Von unauslöschlichem Christenhasse getrieben, hatten ihnen die Barbaren die Augen ausgestochen. Welch ein Jammer! — welch ein Schmerz, für den frommen, menschenfreundlichen König!

Dieses barbarische, teuflische Verfahren brachte den Monarchen nach vielen Berathschlagungen zu dem Entschlusse, unerachtet der Bitten seiner Mutter, die jetzt dringend an die Heimkehr mahnte, noch eine Zeit

lang in Paläſtina zu bleiben, um dieſes Land gegen die eid- und treubrüchigen Mameluken ſo viel als möglich in Sicherheit zu ſtellen. Dabei verſprach er den Rittern, welche bei ihm in dieſer dringenden Noth aushalten würden, kräftige Unterſtützungen aus ſeinem Schatze.

Einige, durch das hochherzige Beiſpiel des Königs beſchämt und gerührt, legten alſogleich einen heiligen Eid ab, ihn nicht zu verlaſſen; Viele aber machten dennoch, zu zaghaft im Gemüthe, Anſtalten zur Abreiſe.

Wehmüthig ſah der König ſo viele Barone, Ritter und Knappen ſcheiden, brachte aber bald durch Anwerbungen ein neues beträchtliches Heer zuſammen, wodurch er ſich den kleinen Parteien, welche nach Ermordung des Sultans entſtanden, furchtbar machte.

Der neue Sultan von Damas, Naſer Juſſuff, ſchickte jetzt auch Geſandte nach Ptolemais, und erbat ſich den Beiſtand des Königs, um die Mameluken in Aegypten zu züchtigen, die ſeinen Verwandten, den Sultan Turan Schach, umgebracht. Dagegen verſprach er Ludwig das Königreich Jeruſalem wieder zu geben, und ſeine Kriegsleute mit ihm zu theilen.

So groß auch dieſer Vortheil war, den der König wegen der Treuloſigkeit der mamelukiſchen Emire wohl hätte annehmen können, ſo wies er ihn dennoch zurück, aus Gewiſſenhaftigkeit, welche ihn auch jetzt noch die einmal eingegangenen Verträge halten ließ. Darauf verbanden ſich die Mameluken, die von dem Anerbieten des Sultans von Damas gehört, raſch mit dieſem, der ſie ſchon zwei Mal auf das Haupt ge-

schlagen und dessen Macht sie insgeheim fürchteten. Sie machten ihm die annehmbarsten Friedensvorschläge und beredeten ihn, daß er sich mit ihnen gegen die Franken als ihre gemeinschaftlichen Feinde verbinden möge.

Durch dieses Bündniß wurden nun auf ein Mal alle jene Vortheile der Christen vernichtet, welche sie bisher von der Gegenwart des Königs in Palästina gehofft hatten. Ludwig wurde darüber sehr betrübt, doch wenn er dachte, daß er die heilige Stadt Jerusalem sich hätte durch einen Eidbruch erkaufen sollen, so ertrug er lieber den Tadel der Menge, sprach ihn doch sein Gewissen frei.

Unter so bewandten Umständen konnte nun freilich nicht mehr an fernere Eroberungen gedacht werden, und Ludwig mußte sich begnügen, jene Plätze zu vertheidigen, die er bereits im Besitze hatte. Auch bekam er stets weniger Unterstützung aus Frankreich, weil man dort neuerdings Einfälle von England fürchtete. Um das Leidwesen König Ludwigs noch zu vermehren, lief auch jetzt noch die Trauerpost ein, daß Blanka, seine vortreffliche Mutter, am ersten Tage des Christmonats des Jahres 1252 das Zeitliche gesegnet habe.

Als Frankreichs frommer König die Nachricht von diesem Todfalle erhielt, vergoß er im ersten Gefühle des tiefsten, heftigsten Schmerzens einen Strom von Thränen, dann aber warf er sich voll Zerknirschung und Demuth vor dem Herrn über Leben und Tod auf die Kniee und rief: „Ich danke Dir, o mein Gott, daß Du mir bis jetzt eine meiner ganzen

Liebe würdige Mutter erhalten hast. Sie war ein Geschenk Deiner Barmherzigkeit; Du nimmst es als Dein Eigenthum zurück, und ich habe mich darüber nicht zu beklagen. Es ist wahr, ich liebte sie zärtlich die vortreffliche, die gute Mutter; doch da es Dir gefallen, sie von mir und der Welt, in der sie so segenreich gewirkt, abzurufen, so sei Dein heiliger Name und Wille gepriesen in alle Ewigkeit!"

So sehr ihn jetzt die eigenen Kinder und der unbesetzte Thron Frankreichs zur Heimkehr mahnten, so blieb er doch noch ein volles Jahr in Palästina, um dieses so sehr verheerte Land in den bestmöglichsten Vertheidigungsstand zu setzen, bemächtigte sich während dieser Zeit der Stadt Bellmas, und legte starke Besatzungen in die Stadt Sidon und in einige feste Schlösser. Abermals verlieh der Herr seinen Waffen Sieg und Glück, so, daß selbst Jerusalems Eroberung beschlossen war.

Die Angelegenheiten des französischen Königreichs, welche jedoch nun die Gegenwart Ludwigs mehr als je erheischten, verhinderten ihn daran. Er machte Anstalten zur Heimkehr, und nachdem er dem päpstlichen Legaten die Sorge für die morgenländische Christenheit dringend ans Herz gelegt, ihm Geld und Kriegsvolk zurückgelassen, und den wackern, heldenkühnen Gottfried von Sargines zum Befehlshaber ernannt hatte, ging er endlich im April des Jahres 1254 unter Segel.

Das Schiff des frommen Königs wurde, sobald er hineingetreten war, zu einer heiligen Kapelle, denn er hatte ein goldenes Behältniß voll geweihter Hostien bei sich, um sie als Trost und Labsal denjenigen zu spenden, die der Tod bei dieser gefährlichen Reise über's Meer abrufen würde.

An dem sichersten Orte seines Schiffes ließ er sich in einer kostbaren Monstranze die Hostien auf einem mit vielen Reliquien gezierten Altare aufstellen und befestigen.

In diesem von einem Priester eingesegneten Gemache wurde jeden Morgen eine heilige Messe gelesen, und drei Mal in der Woche gepredigt. War der Himmel rein und das Meer still, so wurden auch mit den Matrosen Katechisationen angestellt, und wenn einer derselben von einer schweren Krankheit befallen wurde oder gar dem Tode nahe kam, so war der König nicht selten selbst Tröster und Seelsorger.

Ohne Unfall war die Fahrt bis gegen die Insel Cypern. Hier aber verfinsterte sich plötzlich der Himmel, und ein Sturm, von dem Meeresgrund auftauchend, färbte bald die lichtgrünen, schäumenden Wogen in pechschwarze Tinten. Die unermeßliche Wasserwelt, die lange in trägem Schlummer in ihrem klippenumpanzerten Becken geruht, erwachte jetzt mit einem seufzenden Gebrülle und Getose aus der Erschlaffung und spritzte und thürmte ihre Wellen unter einem wilden rasenden Gebalge gegen den Himmel hinan. Mit kreischendem Schrei flog der Sturmvogel durch die Ge-

witterluft und hier und dort ließ sich ein Seeungeheuer auf der Oberfläche des Wassers blicken, als sei es ihm jetzt unten, in den von ewigem Dunkel umnachteten Tiefen zu schauerlich.

Die bärtigen Kriegsleute und die rauhen, an jedes Ungemach und an Todesgefahren gewöhnten Matrosen fühlten ein Grauen die Brust durchziehen.

Mit ruhiger Miene stand der König allein an dem Steuerruder; sein muthiger Blick schaute ernst, jedoch ohne die mindeste Spur von Furcht zu verrathen, in den Wassergist, in welchen das Schiff ringsum eingehüllt war. Von Minute zu Minute gewann der Sturm an Wuth und Stärke. Die Bestürzung wurde unter dem Schiffsvolke allgemein, und als das Schiff jetzt einen so gewaltigen Stoß erhielt, daß Alles über einander fiel, und der verhängnißvolle Ruf: „Wir sind auf eine Sandbank aufgefahren!" erscholl, schwand der letzte Funke von Hoffnung und Fassung. Das Schiff sank rasch in den Sand und über das Verdeck hinweg flutheten die brausenden Wasser.

Alles jammerte und schrie um Hilfe, selbst die fromme Königin Margarethe eilte trostlos, den Säugling im Arme, in die Schiffskajüte hinab.

Ludwig, dem ein einziger Blick das Entsetzliche dieser Lage enthüllte, sah nur allzudeutlich, daß menschliche Anstrengung nicht hinreiche, das Schiff flott zu machen; er ließ sich deßhalb an dem Altare, auf welchem die Monstranze mit den Hostien befestigt war, auf die Kniee nieder, und seine fromme heilige Seele

schwang sich in einem Gebete um Rettung zu dem Herrn auf, dessen beschirmende Hand, ihn schon so oft aus mancher Gefahr und Todesnoth befreit hatte. Während er so betete, fühlte er es deutlich, wie sich auch jetzt noch unter ruckweisen Stößen das Schiff in den Sand einwühlte. Er veränderte jedoch seine Stellung nicht und empfahl, ohne von den Schauern des nahen Todes erfaßt zu werden, als ein ächter christlicher Held das Seelenheil aller der sich auf dem Schiffe Befindenden dem Herrn.

Weheklagen, Seufzer und Verzweiflungsschreien hallten schaurig durch das in Sand und Wogendrang schon fast versenkte Schiff, als sich pötzlich ein heulender Wirbelwind um dasselbe drehte, die Wogen gegen die Schiffsflanken peitschte, daß diese keuchten und krachten, und dann plötzlich das schon aufgegebene Fahrzeug aus dem Sande herauf auf die Wasser riß.

„Das Schiff ist flott!" dieser Ruf gab Allen die verlorene Hoffnung wie den entschwundenen Muth zurück, und als jetzt das mit Frankreichs Wappen bemalte Schiff sich mit dem Wellenschlage gleich einem Schwanen hob und senkte, stürzten sich die einer so augenscheinlichen Gefahr Entronnenen freudetrunken in die Arme. Jeder betrachtete diese Rettung aus dem Rachen des Todes als ein Wunder, und schrieb sie dem Gebete des Königs zu, der auch jetzt noch vor dem Altare kniete und in dem Aufblicke zu Gott, der sein Flehen erhört, der grausen Gegenwart entrückt schien.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Ankunft im Vaterlande.

Als sich die Flotte in Cypern mit frischem Wasser und hinlänglich mit Lebensmitteln versehen hatte, ging man ungesäumt wieder unter Segel und langte endlich nach einer Fahrt, die sechs Wochen währte, am 5. September des Jahres 1254, auf dem Schlosse zu Vincennes an.

Einige Tage darauf hielt Ludwig, als er zuvor in der Kirche zu St. Denis für die glückliche Heimkehr dem Allmächtigen gedankt hatte, seinen feierlichen Einzug in Paris.

Unter einem lauten stürmischen Jubel umdrängte das Volk den hohen Kreuzhelden und konnte sich an seinem Anblicke gar nicht sättigen. Alle Häuser waren geschmückt, und um die Thore, die er passiren mußte, hatte man Triumphbögen gewunden und in allegorischer Verschlingung Waffen und Fahnen aufgesteckt.

Wie die Blicke bei Ludwigs Abschied vor beinahe sechs Jahren in Wehmuthsthränen schwammen, so trieb jetzt die Freude Allen die Thränen in die Augen, und

jedes Gesicht zeigte die innigste Theilnahme beim Begehen dieses hohen Festes.

So gerne sich der König in der Mitte des ihm so theuern Volkes befand, so drängte es ihn doch, den ihm lästigen, seit dem Kreuzzuge ungewohnten Prunk abzulegen, wie auch seine lieben Kinder in einem verschwiegenen Gemache an's liebende Vaterherz zu ziehen.

Von der tiefsten heiligsten Wehmuth und Rührung durchzittert, besuchte er auch die Gruft, in welcher Blanka, die vortreffliche Königin und Christin, schlief. Er konnte sich den Wunsch nicht versagen, sie noch ein Mal, wenn auch als einbalsamirte Leiche zu sehen.

Auf seinen Befehl wurden daher die metallenen Kiefern ihres Sarges geöffnet, und die vor zwei Jahren Verstorbene lag ohne häßliche Entstellung da, wie eine bleiche, im Schlafe lächelnde Dame.

Hier an der Schlummerstätte dieser erlauchten hohen Frau fingen die leicht verharschten Wunden Ludwigs wieder zu bluten an, und auf seinem Gesichte, das er sehr bleich aus dem Morgenlande zurückgebracht, malten sich alle die verlebten Leiden und Schmerzen ab.

Lange war Ludwig nicht im Stande, sich von der Gruft zu trennen, die ein so tiefer, so heiliger Frieden umschloß, und als es endlich geschah, und er mit eigener Hand den Deckel über der hier aufbewahrten Hülle der edeln Verblichenen schloß, strömte sein Herz in Wehmuth über.

Nach den Bitten und dem Rathe Margaretha's und seiner Getreuen, verwendete nun der König einige

Zeit zu seiner Erholung von den so namenlosen Beschwerden der Reise, und die stillen Mauern von Rojaumont waren es, die er zuerst aufsuchte. Eine eigene Mischung von frohen und wehmüthigen Gefühlen regte sich in seinem Innern, als er dort wieder die geliebte, verschwiegene Zelle betrat, und den Blick zu dem an der Wand aufgehangenen Bilde erhob. Wie viele Stürme waren, seit er das Bild das letzte Mal gesehen, über sein Haupt hingebraust? — Wie viele Helden, die zugleich mit ihm das Kreuz an die Brust geheftet, waren untergegangen? — Wie oft hatten ihn selbst die Fittiche des Todes kalt und eisig gestreift? —

Eine Reihe Erinnerungen tauchten in der Seele Ludwigs auf, als er so vor dem Bilde stand, das Auge geheftet auf das Antlitz des Heilandes, in dem sich in so rührender Weise das erhabene Opfer seines nahen Todes ausprägte. Wie das erste Mal, so konnte sich Ludwig auch jetzt an diesem charakteristisch schönen Kopfe nicht satt sehen, und der namenlosen Leiden des Heilandes gedenkend, erschienen ihm die eigenen bestandenen Mühseligkeiten und Gefahren nur wie flüchtige, haltlos vorüberschwebende Schattenbilder. Da drängten sich plötzlich in seinen in gewaltige Erinnerungen getauchten Geist jene drei hundert Ritter herein, denen die Barbaren, weil sie ihren Gott nicht abschwuren, die Augen ausgestochen. Ein eisiger Schauer überkam ihn dabei vom Scheitel bis zur Sohle, und da war es, als er zu Rojaumont den Plan zu dem Hospital der drei hundert Blinden entwarf.

welches dann in Paris zum Andenken an diese Jammersscene errichtet wurde.

Von Rojaumont, seinem Lieblingsplatze, in die Residenz zurückgekehrt, widmete er sich, noch immer etwas leidend, wieder mit gewohntem Eifer den Staatsgeschäften, und gab sich wie früher mit Herz und Geist dem Wohle seiner geliebten Unterthanen hin.

Die Rechtspflege, eine der ersten und theuersten Pflichten guter Könige, war auch jetzt wieder der Hauptgegenstand seiner Sorge. Um den oft willkürlichen Gesetzesverletzungen der Richter zu steuern, die Schlichtung der Rechtsstreite zu beschleunigen, und den Wucher, die Gotteslästerungen und besonders die öffentlich der Ausschweifung fröhnenden Weibspersonen zu entfernen — jene so entehrende Schande der Menschheit und das Grundverderben manchen Staates, — erließ er eine Verordnung voll Weisheit und voll gerechter Strenge.

In der Ueberzeugung, daß es sowohl für einen Fürsten, wie für sein Volk am ersprießlichsten sei, die Bedürfnisse seiner Landeskinder selbst kennen zu lernen, durchwanderte er von Wenigen begleitet, wie früher die verschiedenen Provinzen seines Reiches, gab jedem auch noch so geringen Unterthanen Gehör, und ließ in all' den Orten, die er durchzog, wie bei jener Reise, die er nach seiner Vermählung mit Margaretha, der erlauchten Tochter des Grafen von Provence, unternommen, auch jetzt, segenvolle Spuren seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Wohlthätigkeit und seiner Frömmigkeit zurück.

Ein eigener Fall veranlaßte den König, noch ein Laster zur Beseitigung in jene Verordnung aufzunehmen, die er bereits erlassen, und das ihm bei Anfertigung derselben nicht zu Sinne gekommen. Als Freund der Natur erging er sich jeden Morgen und Abend im Freien, wenn er anders länger an einem Orte verweilte. Das that er nun auch in einer an dem Zusammenfluß der Saone und Rhone gelegenen großen Stadt, der er besonders seine Aufmerksamkeit zu schenken gedachte. Um ins Freie zu gelangen, durchschritt er eben eine kaum neun Fuß breite Strasse von einem unglaublich traurigen und düstern Aussehen. Auf beiden Seiten von verwitterten rußgeschwärzten Mauern eingeklemmt, fehlte hier zu jeder Jahreszeit die reine Luft und das Licht, und besonders im Herbste und an naßkalten Wintertagen wälzten sich fortwährend übel riechende Nebelmassen durch diese klägliche mit Koth bedeckte Strasse. Seit Jahrhunderten lebte hier jener Theil der armen Bevölkerung, der sich von der Wiege bis zum Sarge nur auf jener äußersten Linie herum treibt, die das Leben vom Grabe scheidet. Der König dachte eben über den unglücklichen Zustand dieser Jammergestalten nach, als ein wildes, gereiztes Geschrei, dem Gebrülle eines Tigers nicht unähnlich, an sein Ohr schlug. Er mühte sich, durch den Nebel zu blicken, und sah, wie ein junger Mensch aus einer Thüre stürzte; eine Hornlaterne hing über derselben, und bei der röthlichen matten Ausströmung ihres Lichtes konnte der König sehen, wie bleich der

war, der jetzt in der engen Gasse stand, die geballten Fäuste über das Haupt ausstreckte und gräßliche Flüche und Verwünschungen gegen das Haus ausstieß, das er eben verlassen. Matt und wie am Leben geschlagen schleppte sich dann dieser sonderbare Nachtwandler durch die enge Gasse hin, bald links bald rechts, gleich einem Blinden oder Trunkenen, die Wände streifend. In einer Entfernung von zehn Schritten folgte ihm der König und glaubte oft ein leises Schluchzen des vor ihm Herschwankenden zu vernehmen. Nach dem Einbeugen in manche bald breite bald enge Strasse gelangte der König, immer dem jungen Menschen folgend, in's Freie und mit geheimem Grauen sah Ludwig, wie dieser sich jetzt nach jenem Punkte hinbewegte, wo die beiden vorgenannten Flüsse in einander mündeten.

Der König verdoppelte seine Schritte, und da ein tiefer Nebel über der Erde schwebte, so konnte er sich dem, der jetzt immer rascher vorwärts schritt, leicht unbemerkt nahen.

Immer näher rauschten die Wasser. Endlich war das Ufer erreicht, und der junge Mensch, der Tritte hinter sich vernahm, wendete eben den Kopf, ein „Wer da" in die Nacht und in den Nebel rufend, als sich der König in ein Erlengebüsch niederduckte.

Mit dem geübten Auge, so scharf wie das eines Falken, blickte jetzt der junge Mann um sich, und als er nichts gewahrte, stieß er ein heiseres Lachen aus, schritt dicht zu dem Rande des Ufers hin, und blickte starr hinab in die rasch vorüber strömende Rhone,

deren Wasser sich mit der Saone balgten, als wolle jeder dieser Ströme dem andern den Vorrang streitig machen.

Dicht hinter dem mit finstern Gedanken am Ufer Stehenden lagen Gebüsche, und in diesen versteckt König Ludwig, dessen Hand den Unglücklichen jetzt beim Gewande erfaßte und zurückriß, als er sich eben in den Fluß stürzen wollte.

Das erste Empfinden, das sich in dem bleichen Gesichte des jungen Menschen beim Ansichtigwerden des unberufenen Retters abmalte, war Entrüstung und Unwille, als aber jetzt der Mond aus den Wolken trat und die hohe stattliche Gestalt Ludwigs beleuchtete, stürzte er mit dem halb unterdrückten, erschrockenen Rufe: „der König!“ wie vernichtet auf die Erde.

Auch der König erkannte nun den, dessen bleiches Gesicht ihm schon in der engen Strasse bei dem röthlichen Geflimmer der Laterne bekannt schien. „Oskar!“ rief er in vorwurfsvollem und zugleich in schmerzlichem Tone, „was thatest Du, daß Dich Gott so tief sinken ließ? Du, der Du in Damiette an der Seite des greisen Vaters, gehüllt in das Gewand des Büßers, die heiligen Orte besuchtest, die Lehre des Korans ablegtest und zu deinem Herrn und Heiland wieder zurückkehrtest! Rede, Unglücklicher, was geschah?“

Da schluchzte der zu Ludwigs Füßen Liegende laut, und erzählte, daß er, angezogen von dem ihm bisher unbekannten Treiben, sich lockerer Gesellschaft überließ, und eben in einem Hause, wo sich besonders in den

Stunden der Nacht Spieler aus allen Ständen zusammengesellen, all' sein Gold verspielt habe. „In der Aufgereiztheit, in der ich mich befand," klagte der noch immer Knieende, „setzte ich auch noch den kleinen Grundbesitz meines Vaters und verlor ihn. Da trieb mich denn meine Herzensangst her zu der Rhone, um zu sterben! Ich wußte nemlich, daß mein Vater eher all' seine Habe abgetreten, als mich in Schande gelassen hätte. Bin ich aber todt, so können jene Spieler keine Ansprüche an den Vater geltend machen. So dachte ich, und an dem, was ich thun wollte, hinderte mich mein Herr und König."

„Steh auf und folge mir," sprach der König, finster in den Nebel starrend, wendete sich dann um, und mit beklommenem Herzen, wie träumend, schritt Oskar hinter ihm her.

Bald standen Beide wieder am Thore; der König wechselte mit dem Rottmeister einige Worte leise, worauf dieser in die Wachstube trat, und dann in Begleitung mehrerer Soldaten erschien. Nun schritt der König voran, und hinter Oskar, der sich verhaftet glaubte, folgte die Stadtwache. Wieder beugte man durch breite und durch enge Straßen, und langte endlich in dem von einem übel riechenden Qualm erfüllten Gäßchen an, wo der König den aus der Spielerhöhle stürzenden verzweifelten Oskar getroffen.

Das saubere Nest wurde mit Soldaten umstellt, und nun gebot der König dem so tief Gesunkenen, ihm den Weg zum Gemache der Spieler zu zeigen.

Oskar leistete Folge, und nun hieß ihn der König in das Gemach eintreten, und ihn den Spielern als einen neuen Genossen vorstellen.

Die Soldaten, die dem König über die Treppen gefolgt waren, drückten sich an die dunkeln feuchten Wände; Oskar pochte mit gekrümmtem Finger auf eigene Weise an die Thüre, man öffnete, und der König, dicht in seinen Mantel gehüllt, trat hinter dem jungen Manne ein.

Lichterhellt und auf eine verschwenderische Weise meublirt war dieses saalartige Gemach, das einen eigenen Contrast gegen den Jammer und gegen das Unglück bildete, die in dieser Strasse ringsum ihre trostlosen Throne aufgeschlagen hatten.

Ein reges Leben herrschte hier. Lustig klapperten auf den Spieltischen die Würfel, und das Gold wurde so gleichgiltig genommen und gegeben, als sei es nichts weiter als Strassenstaub. Die Gesichter der Spieler waren meist gelb und erdfahl, und zeigten von einem rascheren Genusse des Lebens, als es der menschlichen Natur gut und angemessen ist.

Der König, der das Baret tief in die Stirne gedrückt und das Kinn in seinen Mantel verborgen hatte, wurde um so weniger erkannt, als man ihn an solchen Orten nie zu sehen gewohnt war. Mit dem geübten in der Seele lesenden Auge überflog er die Gruppen, und die Röthe gerechter Entrüstung färbte sein Gesicht, als er auch Weiber, mit Putz und flimmerndem Geschmeide überladen, an den Spieltischen

sah, und gewahrte, wie diese sich bemühten, unglückliche Neulinge durch schöne Worte zu födern, während die mit ihnen einverstandenen Spieler diesen die feurigen Weine Champagniens und die so rasch in's Geblüte gehenden Burgunds zutranken.

Ludwig hatte genug gesehen. Es wurde ihm zu enge in diesem Aufenthalte der Laster, wo schon Mancher in Verzweiflung und in die Nacht des Verderbens hinaus gestossen wurde. „Elende!" rief er mit einer Donnerstimme, die Alle von den üppig gepolsterten Sitzen aufschreckte; „fürchtet ihr euch nicht, daß der Herr, während ihr hier den Lastern fröhnt, und auf schnöden Betrug sinnet, euch die Spelunke, die ihr zum Aufenthalt geheimer Umtriebe gewählt, über den Köpfen zusammenrüttle?" Dabei lüftete er das Baret, und von einer Bewegung seiner Hand veranlaßt, sank der Mantel über sein Kinn herab.

Jetzt erkannten ihn Einige und erstarrten. Von ihren schreckenbleichen Lippen fielen bebend die Worte: „König Ludwig!" und die, welche sie hörten, erfaßte nun auch eisiges Entsetzen.

„Alles bleibt auf diesen verfluchten Spieltischen unverändert stehen und liegen!" gebot der König, als er sah, wie Einige die zitternden Hände nach den Würfeln ausstreckten, um sie wegzunehmen, und in dem Gemache, das eben noch von dem Gekicker, Gelächter und Getriebe einer üppigen Schwelgerei erdröhnte, wurde es jetzt plötzlich so still und lautlos wie im Grabe. Einige sanken auf die Kniee und flehten um

Gnade. Mehrere aber, und unter diesen ein mit flimmerndem Geschmeide umhangenes Weib, wechselten leise einige Worte, und nahmen darauf dem Könige gegenüber eine drohende Stellung an. Bevor die Elenden aber die Hände nach den an den Wänden aufgehangenen Waffen ausstreckten, vertrat ihnen der König mit gezogenem Schwert den Weg, und rief nach der Wache.

Unter den Hieben der Streitärte und den Stößen der Hellebarden, schmetterte die Thüre entzwei, die die Spieler hinter den Eingetretenen vorsichtig wieder geschlossen, und nun stürzte sich die ganze saubere Sippschaft auf's Knie, um Gnade und Vergebung winselnd.

Unter denen, die jetzt auf Befehl des Königs verhaftet wurden, befand sich auch jenes Weib, die ihn, von seinen Feinden gedungen, vor dem Kreuzzuge in ihre künstlich ausgestreckten Netze ziehen wollte.

Die Würfel wurden größtentheils als falsch befunden, weßhalb der König das hier in Masse aufgehäufte Gold an jene vertheilen ließ, die sich ausweisen konnten, daß sie hier verloren.

Auch Oskar bekam sein Gold wieder zurück, nachdem er zuvor in die Hand des Königs einen feierlichen Eid ablegte, nie mehr zu spielen. Von den Ermahnungen, die ihm der hohe Herr auf den Weg mitgab, erschüttert, eilte er auch ohne Umweg zu dem alten Vater nach Hause, und erzählte ihm als guter Sohn unter Reuethränen, wie ihn der König vom Verderben gerettet.

„Halte den Schwur," sprach da der Greis tief

gerührt, „den Du in die Hand König Ludwigs abgelegt, damit Dich der Herr des schwarzen Undankes halber nicht verlasse, und bitte ihn, wenn dein Gebet durch vorhergegangene Buße wieder Geltung gewinnt, daß er Ludwig zu Frankreichs Heil und zu dem Troste der im Orient schmachtenden Christen noch lange erhalten möge."

Dieses Zusammentreffen mit Oskar veranlaßte den König eine scharfe Verordnung gegen das Hasardspiel ergehen zu lassen, und die strenge zu bestrafen, welche er in der Höhle des Lasters getroffen. Alle wurden sie nachher, bis auf einige Verführte, des Betruges, und etwelche selbst des Meuchelmordes beschuldigt und überwiesen.

Achtzehntes Kapitel.

Letzter Kreuzzug.

Während dieser Reise, auf welcher Ludwig abermals so viel Gutes und Ersprießliches stiftete, ließ er auch Verzeichnisse der armen Leute jeder Pfarrei aufnehmen, die ihres Alters wegen nicht mehr arbeiten konnten, und versorgte die Unglücklichen mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen. Ebenso wußte er sich Verzeichnisse von den armen Edelleuten jeder Provinz zu verschaffen, wonach er ihnen im Stillen so viel übermachen ließ, als erforderlich war, ihren herabgekommenen Umständen wieder aufzuhelfen.

Nach zurückgelegter Reise bot Papst Urban IV. dem frommen König Ludwig, den man jetzt schon allenthalben den Heiligen nannte, für einen seiner Söhne die Krone von Sicilien. Ludwig lehnte dieses Anerbieten jedoch ab, weil es ihm ungerecht schien. Minder gewissenhaft war sein Bruder, der Graf von Anjou, der, von Herrschsucht getrieben, sich ohne Bedenken die Krone auf's Haupt setzen ließ. In ihm erhob sich der königliche Stamm des Hauses Anjou, der durch seine Unfälle in der Geschichte später so berühmt wurde.

Während sich nun all' das in Frankreich ereignete, wurden die morgenländischen Christen durch die Grausamkeit Bandokdars, der sich mit blutiger Hand zum Haupt der Mameluken erhoben, mit gänzlichem Untergange bedroht. Als der fromme König von Frankreich die so betrübenden Nachrichten von den Christen in Palästina vernahm, wurde er tief im Herzen gerührt. Noch immer trug er das Kreuz, welches er bei seinem ersten Zug in's heilige Land an sein Kleid geheftet, denn in Gedanken hatte er sich seit der Rückkehr aus dem gelobten Lande einen zweiten Kreuzzug vorbehalten. Dieser Gedanke sollte nun zur Ausführung kommen. Sein herannahendes Alter, wie das allmälige Abnehmen seiner Kräfte, konnten ihn von diesem Vorhaben nicht abhalten. Ungesäumt setzte er daher den Papst Clemens IV. davon in Kenntniß, der das Anerbieten des frommen Königs wohlgefällig aufnahm und sogleich den Kardinal von Cäcilia, gebornen Grafen von Brie, nach Frankreich schickte, um das Kreuz zu predigen.

Als der Kardinal im Jahre 1267 in Frankreich anlangte, versammelte König Ludwig alsogleich das Parlament, und weil er seinen Entschluß bis dahin geheim gehalten, so wurden die Großen des Reiches und die Prälaten um so bestürzter, als er ihnen denselben jetzt in einer Rede eröffnete, und die Versammlung ermahnte, sich bei der Fahne des Kreuzes zu stellen, weil der Sultan von Aegypten bereits gerüstet sei, alle Christen aus dem gelobten Lande zu verjagen.

„Ich bin bereit,“ rief der König, „und wenn mich auch alle Welt verlassen sollte, ein so ruhmvolles Unternehmen beharrlich durchzuführen, und alle die mir zu Gebot stehende Macht, wie mein Vermögen, dahin zu verwenden! Selbst mein Leben achte ich für nichts, denn den Tod in jenem Lande zu erdulden, in welchem unser angebeteter Herr und Heiland, Jesus Christus, für uns am Marterkreuze starb, würde für mich das unschätzbarste Vergnügen, die wonnevollste Seligkeit sein.“ Wie verklärt, strahlte das Antlitz des Königs, als er also sprach, und eine lautlose Stille herrschte in dem Saale, wo so viele Edle und Große des Reiches versammelt waren. „Euch, ihr Franzosen,“ wendete er sich jetzt an die Anwesenden, „ermahnet Gott und unser Erlöser durch mich, euern König, eben den Muth und den Eifer zu zeigen, mit dem euere Voreltern so rühmlich das Schwert in dem heiligen Lande eroberungsthätig schwangen.“

Hierauf erhob sich der Cardinal und hielt mit all' dem Nachdruck, der bei solch einem wichtigen Unternehmen nöthig war, eine erschütternde, tief in's Herz eingreifende Rede. Dann gab er das Kreuz zuerst dem König, dann seinen drei ältesten Söhnen: Philipp, später der Kühne genannt, dann dem in Damiette gebornen Johann Tristan Grafen von Anvers und Peter Graf von Alencon. Ferner den Grafen von Flandern, von Bretagne und von Eu; dann den Grafen von Monpensier, von Laval, von Brienne und vielen Andern.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in den französi-

schen Provinzen das Vorhaben des Königs, und der größte Theil des Adels beeiferte sich nach des frommen Ludwigs Beispiel, sich zu einem neuerlichen Feldzuge gegen die Ungläubigen anzuschicken. Einer der Ersten war Theobald, König von Navarra, Ludwigs Eidam, und dessen Bruder Heinrich, nebst der ganzen Ritterblüthe von Frankreich und Navarra; so auch der junge Graf von Artois, der Sohn des zu Massura getödteten Grafen Robert; ferner sein Verwandter, der Herzog von Burgund; die Grafen von St. Paul, von Vendome, von la Marche, von Guine und von Soissons; die Herren von Mailli, von Nesle, von Viennes, von Nemours, von Montmorenci, von Harcourt, von Royn, von Varennes, von Etrens, von la Tournelle, der Marschall von Mirepoix und viele Andere. Ferner der König von Sicilien Karl von Anjou und der Vicomte von Bearn, machten sich zum Kreuzzug bereit.

Als König Ludwig erfuhr, daß auch der römische König Richard und Edward, der Kronprinz von England, entschlossen seien, den Kreuzzug mitzumachen, so bezeugte er eine übergroße Freude und lieh dem Prinzen eine ansehnliche Summe Geldes. Alle hohen Kronvasallen machten den Feldzug auf eigene Kosten mit, die übrigen Ritter aber bezogen täglich ihren Sold aus der königlichen Kasse. Die Genueser ließen sich ihre Galeeren und Transportschiffe zu ungemein hohen Preisen bezahlen, wie auch alle übrigen Kriegsbedürfnisse nur mit sehr schweren Kosten herbei geschafft werden konnten.

Zur Bestreitung eines so ungeheuern Aufwandes sah sich der König, wie bei seiner ersten Reise, genöthigt, an den Papst ein Gesuch zu stellen, worauf ihm dieser den zehnten Theil der Einkünfte der gesammten Geistlichkeit auf vier Jahre bewilligte. Auch die Bürger und Bauern, die daheim blieben, wurden mit einer mäßigen Steuer belegt.

Ludwig, den die Erfahrung des ersten Kreuzzuges an die Ungewißheit mahnte, ob er aus dem zweiten wiederkehren werde, machte sein Vermächtniß und ernannte während seiner Abwesenheit zu Reichsverwesern den aus dem Geschlechte der Grafen von Vendome entsprossenen Abt Matthäus von St. Denis, und den Grafen von Nesle, Simon von Clermont. Es waren dieß zwei Männer von landesbekannter Rechtlichkeit und ausnehmender Klugheit.

Wie das erste Mal, so betete Ludwig auch jetzt wieder vor seinem Abschiede zu St. Denis. Er war jedoch nicht mehr der junge, kräftige Held. Die vielen Stürme, die ihn in seinem thatenbewegten Leben umbraust, hatten seine gewaltige Natur bis in den Fugen erschüttert, so, daß er sich des gewaltigen Panzers, den er früher getragen, nicht mehr bedienen konnte. Jung geblieben war an ihm allein sein Herz, sein Geist, und als er die Kirche verließ und nun unter Begleitung seiner drei ältesten Prinzen und einer Menge Grafen und Ritter Paris den Rücken wendete, sagte ihm eine Ahnung, die mit eisig kaltem Hauche durch seine Brust zog, daß er die geliebte Hauptstadt nicht wieder sehen werde.

Das Volk mochte dem scheidenden König das im Gesichte ablesen, denn es hielt die Thränen zurück, um ihm die Trennung nicht noch zu erschweren. In dem „Lebewohl" aber, das ihm tausend Stimmen nachriefen, lag ein tiefer — hoffnungsloser Schmerz. „Den sehen wir nicht wieder!" flüsterten es sich die Leute traurig zu und zeigten auf den König, dessen bleiches Gesicht grell abstach gegen die rothen jugendlichfrischen Wangen seiner Söhne.

Aigues Mortes war der Sammelplatz des Kreuzheeres, als aber der König dahin kam, fand er die genuesischen Transportschiffe nicht, wie er es erwartet hatte. Hier mußte er nun einige Wochen still liegen, und weil die Luft daselbst seiner sehr geschwächten Gesundheit nicht zuträglich war, so nahm er unterdessen seinen Aufenthalt zu St. Gilles.

Bei dieser Verzögerung entstanden durch den glühenden Brand der Sonne und durch die Morgens und Abends aufqualmenden Nebeldünste wieder böse Krankheiten, die, wie früher, schreckliche Verheerungen unter den Kreuzbrüdern anrichteten.

Der griechische Kaiser Michael Paläologos, welcher vor einem Jahrzehnt dem letzten lateinischen Kaiser Balduin dem Andern Konstantinopel entrissen hatte, schickte eine Gesandtschaft an Ludwig nach St. Gilles.

Der Vorwand dieser Gesandtschaft war die gänzliche Aufhebung der Spaltungen und die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen. Blickte man aber tiefer, so fand man den Grund in Michaels Furcht,

der wähnte, das Kreuzheer möchte den vertriebenen Balduin wieder in sein Kaiserthum einsetzen.

Der fromme Ludwig ließ dieses Ansinnen, das mehr den Papst anging als ihn, an denselben gelangen, welcher von den Gesandten forderte, daß ihr Herr die Oberhoheit der römischen Kirche anerkennen und alle von dem Papst entworfenen Glaubenslehren annehmen sollte.

Bereitwillig versprachen die Abgesandten Alles, was man von ihnen verlangte, und Michael Paläologus war höchlich erfreut, als er sah, daß Ludwigs kriegerischer Zug ihn nicht angehe.

Am ersten Tage des Heumonats 1270 begab sich endlich das Kreuzheer, welches aus 60,000 Mann bestand, zu Aigues Mortes unter Segel.

Auf der Fahrt nach Kagliari hatte die Flotte zwei Stürme auszustehen, wo jedesmal der gänzliche Untergang derselben nahe war. Viele Leute starben auf der See, noch weit mehr lagen krank darnieder. Der Befehlshaber des Schlosses zu Kagliari, welches damals der Republik Pisa gehörte, die mit Genua Krieg führte, weigerte sich, die Kranken aufzunehmen, weil sich der König genuesischer Schiffe bediente.

Die Grafen und Ritter drangen in den König, das Schloß mit Sturm zu nehmen. Dieser aber weigerte sich und sagte: „Ich machte mir wahrhaftig ein Gewissen daraus, die Waffen, die ich zum Besten der Christen ergriff, wider die Christen zu gebrauchen.“ Er bat also, wo er mit der

Gewalt der Waffen hätte befehlen können, und kaum vermochte er von dem trotzigen Befehlshaber mehr zu erzwecken, als daß die Schwächsten an's Land gesetzt wurden, und am Fuße des Schlosses lagern durften.

Bis jetzt glaubte noch Jedermann, der Schauplatz des Krieges werde wieder in Palästina oder Aegypten eröffnet, die Absicht des Königs war aber dieß Mal auf eine ganz andere Gegend gerichtet, und man erstaunte nicht wenig, als im Kriegsrathe der Vortrag geschah, auf Tunis loszugehen.

König Ludwig verband damit die andächtigsten, uneigennützigsten Absichten. Nicht so der König von Sicilien, der nur geneigt war, den Krieg auf diese Seite zu lenken, weil ihm der König von Tunis Tribut schuldig war, den er sich abzutragen weigerte, und weil überhaupt die Saracenen in Afrika für Sicilien furchtbare Feinde waren.

Der fromme Ludwig hatte jedoch, wie schon erwähnt, keinen irdischen habsüchtigen Zweck im Auge, denn der König von Tunis ließ ihm schon, ehe er sich zu einem zweiten Kreuzzuge rüstete, durch vertraute Personen zu verstehen geben, daß er einen innerlichen Drang zur Annahme des christlichen Glaubens fühle, und augenblicklich der Lehre des Korans entsagen würde, wenn er nur ohne große Gefahr einen Vorwand hiefür finden könnte.

In wieferne es dem König von Tunis mit dieser seiner Versicherung ernst war, das ist nur Gott bekannt, bei Ludwig aber erweckte sie eine übergroße Freude.

Er glaubte, wenn er mit einem zahlreichen Heere in Afrika landen und plötzlich vor Tunis erscheinen würde, so könnte dieß die schönste Gelegenheit bieten, daß sich der König zur christlichen Religion erklärte. Wäre das geschehen, so würde allerdings dadurch das Unternehmen des Kreuzheeres ungemein gefördert worden sein, denn dem Sultan von Aegypten, der aus diesem Lande viele Pferde, Waffen und Kriegsleute bezog, würde man dann das verweigert, und so den Anschlag auf Aegypten und Palästina erleichtert haben.

Es kam jedoch all' das anders, und während sich der fromme König ohne Falsch in einem heiligen Dankgebete gegen Gott ausschüttete, der in das Herz des tunesischen Raubfürsten vermeintlich einen Hauch der Gnade gesendet, brütete dieser im Verborgenen wie die giftige Schlange über finsteren verderblichen Plänen. Er duckte sich jetzt nur so geschmeidig, damit er sich bei günstiger Gelegenheit gleich einem lauernden Löwen mit um so gewaltigerem Satze auf sein Opfer stürzen könne.

Neunzehntes Kapitel.

Ludwigs Tod.

Guter Hoffnungen voll und von bunten Siegesträumen umgaukelt, segelte das Kreuzheer von Sardinien ab, und kam im Jahre 1270 am achtzehnten des Brachmonats auf der Höhe von Karthago und Tunis an.

Das Königreich Tunis war damals ein Stück des großen Kalifats, das sich in Afrika, Asien und Spanien, bis nach Gallien hin ausbreitete, und dessen Unterthanen Saracenen heißen und von einem einzigen Herrn, dem König von Tunis, beherrscht wurden.

Die Stadt Tunis liegt in einem Meerbusen, der ganz die Gestalt eines ovalförmigen See's hat, und stößt an jener Seite, welche von den brandenden Meereswogen bespült wird, an einen sehr schmalen Eingang. Wenn man aus dem Meerbusen in die volle See ausläuft, so findet man auf der linken Seite eine Halbinsel, auf welcher sich die Trümmer des alten Karthago erheben, und bei welchen die Saracenen damals eine Festung inne hatten. Die Landenge hat zur Rechten gegen

Mittag den Meerbusen von Tunis, und zur Linken gegen Abend einen kleinen und noch engeren.

Als das Kreuzheer hier angekommen Anker warf, ertheilte Ludwig dem Admiral Befehl, mit einigen Galeeren auf Kundschaft auszufahren.

Der Admiral lief ohne Widerstand ein, und landete, ohne daß ihm das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Um aber seinen Posten behaupten zu können, verlangte er Verstärkung.

Ludwig, der ein Hinderniß der Saracenen fürchtete, hieß ihn aber jetzt zurück gehen, und als er folgenden Tages mit der gesammten Flotte ans Land steigen wollte, war dieses stark besetzt.

Die feindlichen Haufen hielten jedoch, sobald sie sahen, das Kreuzheer schicke sich an, sie anzugreifen, nicht Stand, so, daß man sich der Erdenge ohne Schwertstreich bemächtigte.

Ungesäumt wurde nun daselbst ein Lager geschlagen; weil man aber nirgends eine Quelle fand, um den brennenden Durst zu löschen, so beschloß man Karthago anzugreifen, in dessen Grenzmarken sich viele Brunnen mit süßem Wasser befanden.

Die Eroberung geschah mit Sturm. Tausende verloren dabei das Leben; doch der Durst — den unter einem so glühenden Himmelsstriche zu leiden, eine wahre Höllenqual ist — konnte gestillt werden. Nach der Eroberung der Burg Karthago, meldeten einige gefangene Saracenen, daß ihr Herr, der König von Tunis, nicht nur nicht geneigt sei, den christlichen Glauben anzu-

nehmen, sondern daß er alle in der Stadt befindlichen Christen bereits in Fesseln schlagen ließ, und sie mit dem Tode bedrohe, sobald ihn das Kreuzheer angreifen werde.

Diese Nachricht bestätigte sich auch wirklich während der nächsten Tage, und die Enttäuschung war für Ludwig mehr als schmerzlich. So sehr er gegen den heuchlerischen Barbarenfürsten in gerechtem Groll entbrannte, so wollte er doch die Belagerung vor der Ankunft des Königs von Sicilien nicht unternehmen.

Dieser Graf von Anjou war durch seine leichtsinnige Verzögerung auch an allem nachfolgenden Unglück schuld. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht beunruhigten die Saracenen das christliche Lager, und schossen mit eigens dazu verfertigten Maschinen den glühenden afrikanischen Sand auf dasselbe ab, der wie bekannt, sogar in die Bohren der Haut eindringt.

In wenigen Tagen wurde so fast die Hälfte des Kreuzheeres aufgerieben und auch eine Menge der edelsten, bravsten Ritter starb dahin. Immer erdrückender, immer glühender wurde die Hitze, und die daraus entstehenden Faulfieber ergriffen auch den Cardinal-Legaten, und den so zärtlich geliebten Sohn Ludwigs, Johann Tristan, Grafen von Nevers. Sie starben wenige Tage nach einander.

In diesen Stunden thränenvoller Prüfung, wo das Verhängniß erdrückend über dem Kreuzheere schwebte, erprobte sich Ludwigs heldenmüthige fromme Seele noch ein Mal auf eine glänzende Weise. So tief ihn der

Tod des geliebten Tristan erschüttert, und seinem Herzen unheilbare Wunden geschlagen hatte, so erhielt er sich doch noch immer aufrecht, und schwebte bleich und schwankend dem Geiste eines Abgeschiedenen gleich, durch die Lagergassen, hier einen Verzweifelnden, dort einen Sterbenden tröstend. Endlich wurde auch er von der Seuche befallen; doch auch jetzt, den nahen Tod im Gebeine fühlend, ertheilte er noch die Befehle mit aller Gegenwart des Geistes, und war mehr für seine Unterthanen als für sein eigenes Wohl besorgt. Sein ältester Sohn Philipp, so schwach er sich selbst, von dem Fieber befallen, fühlte, wich keinen Augenblick von dem Schmerzenslager seines sterbenden Vaters.

Ludwig liebte seinen Sohn Philipp von ganzem Herzen, sammelte daher alle seine Kräfte, und setzte mit eigener todtschwacher Hand, vortreffliche Regeln für ihn auf, die er als zukünftiger König von Frankreich befolgen sollte.

Mit großer Seelenruhe sah der fromme König dann dem Tode entgegen, gab seinen Kindern die rührendsten väterlichen Ermahnungen, und empfing dann mit inbrünstiger Andacht die heiligen Sterbesakramente.

Vor seinem Scheiden sagte er zu seiner Tochter Isabella, Königin von Navarra, die dem geliebten Vater auch mit in das heilige Land gefolgt war: „Verliere niemals aus den Augen, meine Tochter, was Jesus zu unserer Erlösung gethan hat, sondern suche beständig ihm zu gefallen, so zwar, daß wenn Du gewiß wüßtest, daß Du niemals eine Vergeltung für irgend etwas

Gutes empfingest, noch eine Strafe für irgend etwas Böses, das Du ungehindert thun könntest, Du Dich doch hüten würdest, irgend etwas zu thun, was unserm Herrn und Heiland mißfiele, und nach Kräften zu thun Dich bestrebest, was ihm gefiele, bloß aus reiner Liebe zu ihm."

Nach dieser Ermahnung empfahl Ludwig in heißen Seufzern, in inbrünstigem Gebete sein Volk dem Herrn und seine fromme Seele schied von ihrer zerfallenen Behausung, die sie nicht gar sechsundfünfzig Jahre bewohnt, auf der Asche, auf die er sich vor seinem Ende legen ließ. Es geschah am 25. August des Jahres 1270, in seinem Gezelte vor Tunis.

Ein Augenzeuge berichtet von dem Tode des frommen Königs: „Von seinem Ende können wir bezeugen, daß wir in unserm ganzen Leben, weder an einem Weltmanne noch an einem Geistlichen so etwas heiliges gesehen haben."

Durch diesen Todesfall verloren die in dem Lager vor Tunis schmachtenden Franzosen den letzten Funken von Hoffnung, denn der Verlust eines so guten Königs und vortrefflichen Heerführers, der sie so zärtlich, so innig geliebt hatte, wie sie ihn, setzte Alle in die tiefste Traurigkeit und Bestürzung.

An demselben Tage, der so tiefes Leid über die Christenheit im Oriente gebracht, huldigte der Rest des Kreuzheeres Philipp III., genannt der Kühne, und an eben diesem Tage, an dem der geliebte König Ludwig

die Augen geschlossen, landete sein Bruder, der längst erwartete König von Sicilien mit einer ansehnlichen Flotte an der Küste von Afrika.

Dadurch bekamen die Franzosen neuen Muth, und Philipp übergab seiner Unpäßlichkeit halber die Anführung der vereinigten Heere dem König von Sicilien.

Dieser Karl von Anjou, erfocht nun einige glänzende Siege gegen die Ungläubigen und richtete ein Mal mit der Gesammtmacht ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Demzufolge bat der König von Tunis um Frieden, und da die ansteckenden Krankheiten täglich neue Opfer in die finstere Umarmung des Todes warfen, so waren es die Sieger gar wohl zufrieden.

Ein Vergleich, nach welchem die christliche Religion öffentlich gelehrt werden dürfte, und die Christen in Aegypten und Palästina gleichmässige Freiheiten mit den Bekennern des Korans erhalten sollten, kam zu Stande, weßhalb Edward, der Kronprinz von England, der jetzt auch mit einer starken Flotte einlief, ein heldensüchtiges Mißvergnügen bezeugte. Seinem Gelübde getreu setzte er noch einige Zeit mit den Engländern den Krieg gegen die Ungläubigen fort. Dieser Richard ähnliche Held machte sich bald dem Sultan und den Emiren furchtbar, pestartige Seuchen aber, die auch unter seinem Heere bald einrissen, zwangen ihn gleich den übrigen endlich zum Rückzuge, worauf Alles, was die Christen jemals in Palästina besessen, an die Mameluken verloren ging.

So endeten die heiligen Kriege, deren erster unter

Peter dem Einsiedler und Gottfried von Bouillon begann und deren letzter mit Ludwig dem Heiligen schloß, dem er das Leben kostete. Was Ludwigs Frömmigkeit für die Andacht seiner Franzosen erbeutete waren Reliquien. Die Dornenkrone Jesu, ein großes Stück von dem Kreuze Christi, der Purpurrock, das Eisen der Lanze, der Schwamm und andere Marter-Werkzeuge, erinnernd an das Leiden des Erlösers.

Die Eingeweide des in dem Lager vor Tunis gestorbenen Königs Ludwig wurden in die Abtei Montreale in Sicilien, sein Leib aber von seinem Sohne Philipp nach Frankreich gebracht, und in der Abtei zu St. Denis mit der größten Feierlichkeit beigesetzt.

Die Abtei St. Denis wurde noch in spätern Zeiten von den Gläubigen besucht, die daselbst die Fürbitte des heiligen Ludwig anflehten und nicht selten Trost und wunderbare Hülfe erhielten. Die Verehrung dieses Heiligen, welche durch die Stimme des Volkes schon allenthalben eingeführt war, wurde siebenundzwanzig Jahre nach dessen Tode von Papst Bonifazius VIII. im Jahre 1305 geprüft und bestätiget.

Die Verfassung Europas wurde nun verändert, unter dem Adel sowohl, als unter den Gemeinen, unter den Geistlichen und Laien wie unter den Freien und Leibeigenen. Die Wissenschaften und Künste erhielten einen freien Aufschwung, und der menschliche Geist erhielt durch das Studium der Erdebeschreibung, der Sternkunde, der Sprachkenntniß, der Dichtkunst, der Schiff-

fahrt und des Compasses eine bedeutende Erweiterung. Kreuzzug kam jedoch keiner mehr zu Stande. Jerusalem blieb in der Gewalt der Türken, und nur von Zeit zu Zeit wallten einzelne Pilger hin nach dem heiligen Grabe und dem Jordan.

An dem Rosenkranze betend, den Peter der Einsiedler, zuerst nach Europa brachte, erinnerten sie sich an die kriegerischen Völkerwanderungen nach dem Orient, und an den Plätzen umher wallend, wo des Heilands Blut geflossen, gedachten sie unter frommen Schauern auch jener Helden, die hier zu seiner Ehre gekämpft und gefallen. Am reinsten unter ihnen steht Ludwig da; Ludwig der keusche, gerechte, heilige König, der ein Muster der Fürsten, und ein liebender frommer Vater allen Hülfsbedürftigen und Bedrängten seiner Zeit gewesen.

Inhalt.

Inhalt.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg sind folgende Schriften von dem Verfasser:

„Die Kinder der Wittwe." (E. v. Ambach.)

erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adler, der, oder Schuld und Sühne. Ein Familiengemälde aus den Zeiten des 7jährigen Krieges. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Feuerreiter, der. Oder: Die Religion als Leitstern. Ein Charaktergemälde unserer Zeit. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Fluch und **Segen.** Oder: „Wie die Saat so die Ernte!" Ein Familiengemälde aus unserer Zeit. Der reifern Jugend und dem christlichen Volke gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 54 kr. od. 14 gr.

Johanniter, die, oder die Einnahme von Rhodus durch Soliman. Charakter- u. Heldengemälde aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Jude, der, oder: Neigung und Pflicht. Ein Charakter- u. Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhunderte. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Pulverthurm, der. Oder: Das Gebet als Schutzgeist. Ein Familiengemälde aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Reichthum und Armuth, oder des Malers Bild. Skizzen aus dem Leben und Treiben unserer Tage. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Rückkehr aus dem Norden, die, oder das Kirchlein am Donaustrande. Familien- u. Zeitgemälde aus der letzten Epoche der napoleonischen Herrschaft. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Sünders, des, **Entlarvung** am Römergrabe, oder: „Mensch bedenke das Ende." Ein Charakter- u. Sittengemälde aus unserer Zeit. Der reifern Jugend und dem christlichen Volke gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 54 kr. od. 14 gr.
